Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 42/43 — Gotha, 15. Oktober 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Reformationskirche — Eine neue Form der Zehn Gebote — Stockholm (Schluß): 3. Die Nationen in Stockholm. 4. Die Aufgabe des Weltprotestantismus — Chinas offene Wunde: das Opium — Zum psychologischen Verständnis von Religion und Magie: 1. Das Diesseits und das Unsinnliche. 2. Die Wendung zum Apriori — Religiöser Sozialismus und Kirche. Auseinandersetzung mit Mennicke. 1. Mennickes Kritik an der Kirche; 2. Meine Stellung; 3. Die Fragestellung „Kirche" für den Sozialismus; 4. Die Kirche als Aufgabe und die Aufgabe der Kirche; 5. Meine Forderung an die Kirche — Die Filmindustrie: 1. Film und Oeffentlichkeit — Deutscher Pfarrertag in Hamburg. Eine Vision und ein Gesicht — Splitter und Balken. Antworten — Verschiedenes: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!; Vom Jesusbilde der Gegenwart (Leipoldt); Die dreifache Krise der deutschen Evangelischen Kirche (Spiero); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Versammlungskalender — Anzeigen

Reformationskirche

Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubet, der ist gerecht. Röm. 10, 4

Was die Reformation geschichtlich für uns bedeutet, darüber sind sich die Protestanten selbst nicht einig. Man kann in der Tat über die Formulierung dessen, was den Sinn von Luthers Tat ausmacht, streiten. Man sollte aber einig sein in dem, was Reformation für uns heute ist. Und gerade das wird so wenig begriffen. Der Grund davon ist, daß man das Heute im Lichte der Vergangenheit sieht; als ob die heutige Zeit dieselbe wäre wie die vor vierhundert Jahren.

Ich bin überzeugt, daß in tausenden von Kirchen die Worte: Werke und Gnade, Gesetz und Freiheit mit Pathos gebraucht werden, als ob sich seit Luthers Zeiten nichts geändert hätte. Ganz seltsam muß es berühren, wenn man von einem Geistlichen die evangelische Freiheit mit markigen Worten rühmen hört und weiß, daß er selber ein enger und ängstlicher Hüter traditioneller Formen des Denkens und Handelns ist. Die heutige evangelische Kirche pflegt zweifellos die Reformation und hält ihren Luther hoch; aber ist sie mit der Art, wie sie es tut, nicht selber „Gesetz" geworden? Ist sie noch die Kirche der Protestation? des Durchbruchs? der Erneuerung? der Buße? In manchen Zügen hat sie doch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Pharisäismus in den Tagen Jesu und mit dem Katholizismus in den Tagen Luthers: als in sich verschlossene Eiferin um eine religiöse und politische Tradition. Kann sie wirklich predigen: Christus ist des Gesetzes Ende? Hat das Gesetz mit ihr und in ihr ein Ende? Das sollte sie sich am Reformationstag fragen und reformatorische Buße tun, damit sie dann ihrerseits mit ganzem Wirklichkeitsernst ihren Gläubigen die Notwendigkeit einer täglichen Reformation predigen kann.

Wir haben es noch nie nötiger gehabt als jetzt, alle aber auch alle Worte und Begriffe der religiösen Sprache umzuwenden und gründlichst auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen. Des Gesetzes Ende! Ja, was ist Gesetz, das für uns Gefahr wäre, das überwunden werden muß? Doch nicht, wie der protestantische Kirchenphilister beim Anhören der Reformationspredigt in seinem gewohnten Kirchenstuhl meint: Gesetz des Moses oder des Papstes in Rom. Die sind als „Gesetz" für uns endgültig abgetan. Und das Gefährliche ist, daß hinter dieser Selbstverständlichkeit andere Gesetze um so verheerender ihre Tyrannei ausüben: kirchliche Sitte, Zwang des Fürwahrhaltens gewisser „religiöser" Tatsachen, politische oder soziale Anschauung. Gesetze in diesem Sinne sind überhaupt alle Zwänge, die mich beherrschen, von mir Besitz ergreifen wollen: Geschäft, Geld, Ehrgeiz, Auto, Tanz, Sport, seidene Strümpfe und Familientradition. Alle die tausend Kleinigkeiten und Wichtigkeiten, von denen Menschen abhängen können und tatsächlich abhängen; deren Knechte sie sind und die ihnen das Handeln diktieren. Das ist heute Gesetz!

Und Reformation ist der Durchbruch durch diese schimmernde Decke unseres Leben und die Vernichtung ihrer Vordringlichkeit im Feuer des Glaubens, ist die Vernichtung auch der Kirche in all den Stücken ihrer Predigt, die nicht aus dem Glauben an Christus kommen, und wenn sie sich zehnmal für reformatorisch hielte. Die Unmittelbarkeit durch Christus zu Gott, die täglich gesucht und erkämpft sein will, vernichtet alles Gesetz: sei es kirchliches, sei es weltliches, und schenkt die Freiheit der Kinder Gottes — freilich eine Freiheit, die wieder Gesetz wird in der Gebundenheit an Gott den Vater Jesu Christi — nun aber Gesetz der Freiheit, das gerecht macht.

Christus des Gesetzes Ende; wer an ihn glaubt, der ist gerecht. So gerecht zu sein und diese Gerechtigkeit zu predigen, das ist ewige Gegenwartsaufgabe der Reformationskirche. W

Eine neue Form der Zehn Gebote

1

Bekanntlich sind die Zehn Gebote für Reformierte und Lutheraner nach Zählung und Wortlaut nicht dieselben. Beide Gestalten gehen zwar auf 2. Mose oder Exodus 20 zurück, aber während die reformierte Kirche sich genau an die biblische Vorlage hält, vereinfacht und verändert die lutherische sie, in Nachfolge der katholischen.

Reformierte Form		Lutherische Form	
1.	Gebot Exod. 20, 2. 3	1.	Gebot Exod. 20, 2a. 3
2.	„ „ 4—6		
3.	„ „ 7	2.	„ „ 7
4.	„ „ 8—11	3.	„ „ (8)
5.	„ „ 12	4.	„ „ 12
6.	„ „ 13	5.	„ „ 13
7.	„ „ 14	6.	„ „ 14
8.	„ „ 15	7.	„ „ 15
9.	„ „ 16	8.	„ „ 16
10.	„ „ 17	9. u. 10.	„ „ 17

Die reformierten Kinder haben wesentlich mehr zu lernen; es geht die Sage, daß darüber wohl zuweilen ein reformiertes Kind seinen konfessionellen Irrtum entdeckte und lutherisch wurde.

Eingreifender in den Schulbetrieb ist die Differenz, wo reformierte und lutherische Kinder in derselben Klasse und von demselben Lehrer in derselben Stunde unterrichtet werden und der Lehrer nun mit dem verschiedenen Wortlaut und der verschiedenen Zählung gleichzeitig hantieren muß. Da ist es kein Wunder, daß sich das Verlangen nach einem Ausgleich einstellt. Soll eine der beiden Formen zu Gunsten der andern verschwinden? Oder soll aus beiden eine neue, dritte hergestellt werden? Die

Entscheidung kann nur aus dem sachlichen und formellen Vorzug heraus fallen. Ist eine der beiden Überlieferungen zweifellos vorzuziehn?

Das ist nicht der Fall. Man wird rasch geneigt sein, um ihrer Einfachheit willen die lutherische Form vorzuziehen; obendrein sind mit ihr die wundervollen Erklärungen Luthers verbunden. (Nebenbei: „Was ist das?" fragt nicht der Vater das Kind, sondern das Kind den Vater. Der Vater überhört nicht sein Hausgesinde, was sie auswendig gelernt haben, sondern das Hausgesinde läßt sich die Gebote sagen und fragt dann den Hausvater, was sie bedeuten.) — Die reformierte Form, die sich durch ihre Bibeltreue empfiehlt, ist aber durch ihre Schwerfälligkeit im Nachteil. (Nebenbei: zur Herkunft der Zehn Gebote und ihren ursprünglichen Text vergleiche man des jungen Goethe kecken und gescheuten Brief: „Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen". Weim. Ausg. 37 S. 175 ff.)

So ergab sich der Gedanke, aus beiden Formen eine dritte herzustellen, die das Beste von beiden behielt und das Minderwertige von beiden ausschied.

Dieser Aufgabe hat sich die Arbeitsgemeinschaft von Lehrern und Pfarrern in Cassel angenommen, und Kreispfarrer Lic. Bachmann hat in Nr. 2 des dortigen kirchlichen Monatsblattes „Die evangelische Gemeinde" darüber berichtet. Man beriet die Sache durch und kam dabei zu folgender neuen Form:

1. Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.
   Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten und lieben und ihm allein vertrauen.
2. Entweder: a) Du sollst keine Bilder anbeten.
   Oder: b) Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis von mir machen.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir ihn recht erkennen und im Geist und in der Wahrheit anbeten.
3. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir bei seinem Namen nicht fluchen, schwören, zaubern, lügen oder trügen, sondern ihn in allen Nöten anrufen, beten, loben und danken.
4. Du sollst den Feiertag heiligen.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern es heilig halten, gern hören und lernen.
5. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben.
6. Du sollst nicht töten.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und ihn fördern in allen Leibesnöten.
7. Du sollst nicht ehebrechen.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir keusch und züchtig leben in Gedanken, Worten und Werken: und jeder soll sein Gemahl lieben und ehren.
8. Du sollst nicht stehlen.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unseres Nächsten Geld oder Gut nicht nehmen, noch mit falscher Ware oder Handel an uns bringen, sondern ihm sein Gut und Nahrung bessern und behüten helfen.
9. Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.
   Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, verraten oder verleumden, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden, und alles zum besten kehren.
10. Laß dich nicht gelüsten.
    Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unser Herz reinhalten von bösen Gedanken und Begierden und unsere Lust allein an Gott haben.

Schluß:

Entweder: a) Was sagt nun Jesus von diesen Geboten allen?
Matth. 5, 3—10: Selig sind, die da geistlich arm sind ..... die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.

Oder: b) Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen?
Matth. 22, 37—40: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.

2

Lassen wir alle kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Hemmnisse bei Seite und gehen wir ohne jeden Nebengedanken auf die Aufgabe ein! Und berichten wir, was ein kleiner Kreis in lebhaftem Austausch an dem Erzeugnis der Casseler Arbeitsgemeinschaft auszusetzen und zu verbessern fand.

Man war sofort einmütig für die Zusammenziehung des 9. und 10. lutherischen Gebotes in Eines. Damit bekam man sofort die Stelle für das 2. reformierte Gebot frei. Und zunächst einigte man sich darnach über das erste Gebot: daß dieses wesentlich in der von Luther gegebenen Form zu verharren habe. Aber das zweite Gebot machte große Schwierigkeit. Leider kamen wir allesamt vom Lutherschen Katechismus her. Ein Bedürfnis, mit den Altreformierten gegen Bilderdienst vorzubeugen, empfanden wir nicht. Und von Gott uns Bild oder Gleichnis zu machen, von Gott in Bild und Gleichnis zu reden, fanden wir geradezu notwendig, unentbehrlich für unsre Frömmigkeit. Wie sollen wir denn sonst zu Gott ein Verhältnis haben? Wenn die Casseler Arbeitsgemeinschaft es für nötig hält, zu bekämpfen, daß wir uns unser (eigenwilliges, darum falsches) Bild von Gott machen, so sind wir damit einverstanden. Aber dann genügt keine der vorgeschlagenen neuen Formulierungen. Wir neigten uns schließlich, auch im Interesse der Anknüpfung an die alttestamentliche Herkunft des Gebots, zu der Umwandlung:

Du sollst aus mir keinen Götzen machen.

Oder:

Du sollst aus mir nicht deinen Götzen machen.

Vorgeschlagen wurde auch, den Casseler Hauptgedanken aus der Erklärung in das Gebot selbst heraufzunehmen:

Du sollst mich im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Aber das war uns zu neutestamentlich an diesem Platze und schwierig in dem „Was ist das?" zu erläutern. So ließen wir uns bei dem Casseler „Was ist das?"

Über das vierte (lutherisch 3.) Gebot haben wir uns lange unterhalten und höchst unlutherisch für den Sonntag etwas hineinbegehrt. Aber wir haben schließlich den Casseler Text unverändert gelassen. Haben auch sonst trotz einzelner Wünsche dem Casseler Text zugestimmt. Nur stockten wir bei der Formulierung des zehnten Gebots. Darf man das Wort „gelüsten", das doch immerhin heute noch auch ein erlaubtes Begehren ausdrücken kann, so schlechthin zum Ausdruck eines sündigen Begehrens verdammen? Darf man so etwas tun? Und wir kamen auf Vorschläge wie diesen:

Du sollst dich aller bösen Gelüste enthalten.

Oder:

Du sollst alle bösen Gelüste in dir bekämpfen.

Als „Beschluß" aber, um mit Luther zu reden, wollten uns auch hier nicht die rein neutestamentlichen, eine stark veränderte Stimmung atmenden Seligpreisungen gefallen, sondern einzig die von Jesus selbst aus dem Alten Testament herausgehobene Zusammenfassung aller Gebote, also der zweite Vorschlag, schien uns hier das Richtige. Und zwar mit der Frageform: Was sagt nun Jesus zu diesen Geboten allen?

Friedrichroda Martin Rade

Stockholm

3. Die Nationen in Stockholm

Auf den Konzilien des ausgehenden Mittelalters ist nach Nationen abgestimmt worden. Diese sind damals der imperialistischen und fiskalistischen Einheitstendenz des römischen Papsttums gegenüber ihrer Eigenart bewußt geworden. Auch auf den großen Synoden des nachreformatorischen Katholizismus haben die Nationen eine Rolle gespielt. Wie auf dem Vatikanum von 1870, so werden sie auf dessen künftiger, schon angekündigter Fortsetzung

hervortreten. Durch die Reformation in ihrer Eigenart und Berechtigung gestärkt, haben sie sich bekanntlich zu einer Selbstverständlichkeit und Selbstgesetzlichkeit weiterentwickelt bis zum Weltkrieg, der als ein Nationalitätenkampf sondergleichen das nationale und nationalistische Prinzip zur höchsten, tragischen Spannung gebracht hat. Auch der Katholizismus in aller Welt hat so sehr darunter zu leiden gehabt, daß man nicht wagte, das schon längst beschlossene Konzil so nah nach dem Kriege zusammenzurufen. Man schob dazwischen die päpstlicherseits inaugurierte Friedenspropaganda („Pax Christi in corpore Christi"), die noch in allen Ländern auf Widerstände nationalistischer Katholiken stößt; und man schob dazwischen das „Heilige Jahr", das die katholischen Christen aller Nationen mit ihren neuen Nationalheiligen an das einheitliche Rom gewöhnen soll. So ist es kein unerwarteter Vorgang, der Auffehen zu erregen brauchte, wenn auf der Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm die nationalen Gruppierungen sich geltend gemacht und die konfessionellen Forderungen in Hintergrund gedrängt haben. Wenn die christliche Beurteilung des nationalen und internationalen Problems mit auf der Tagesordnung stand, konnte das gar nicht anders sein.

Daß die Deutschen da von Anfang an die schwierigste Position hatten, ja daß ihre Führer im Interesse des Gelingens der Konferenz von vornherein (z. B. den Engländern gegenüber) Opfer gebracht haben, das war von Jedermann zugegeben und anerkannt, nicht am wenigsten von den anwesenden Franzosen. Und dennoch muß man sagen, daß unsere Delegation als ganze nicht günstig abgeschnitten hat. Wenn in einzelnen Blättern der sogenannten Rechtspresse das Gegenteil behauptet wird, so kann das leicht durch Hinweis z. B. auf die schwedischen oder schweizerischen Zeitungen, die uns sonst nahestehen, oder durch eine Anfrage beim nächsten besten Methodistenprediger, der mit seinen amerikanischen Glaubensbrüdern in Verbindung steht, korrigiert werden.

Der Fehler war erstens die unglückliche Zusammensetzung unserer Delegation. Es waren zuviel Leute ausgewählt, die zum ersten Male in die internationalen Beziehungen eintraten. Wer aber von uns zum ersten Male dem salbungsvollen Bombardement von „good will" und „the international fellowship and Christian brotherhood" ausgesetzt wird, ist zunächst abgestoßen und braucht eine Weile, bis er die in dieser Phraseologie vorhandene, ernsthafte Brüdergesinnung verspürt. Der zweite noch schlimmere Fehler war, daß Leute da waren, für welche „Internationalismus" und „Pazifismus" überhaupt kein Problem, sondern eine grundsätzlich abgetane und abgefeimte Bosheit bedeuteten. Wenigstens einen unter unsern Delegierten habe ich getroffen, der sich rückhaltlos in dieser Richtung äußerte. Und als eine Engländerin, die scharf beobachten konnte, zu mir sagte: „Viele von den Deutschen suchen gar nicht den Anschluß an uns, und manche machen den Eindruck, als ob sie nicht ernsthaft und täglich für das Gelingen der Konferenz und für die Einheit der Christenheit beteten", da mußte ich jedenfalls für mich, wie auch wohl für einen Teil meiner Landsleute die Schuld bekennen, daß wir den Aufenthalt in Stockholm vielleicht nicht ernst und innerlich genug genommen haben. Auch daß die deutsche Heimat bei allem äußeren Interesse für Stockholm, wie es z. B. in der Presse zum Ausdruck kam, nicht ernst und innerlich genug hinter unserer deutschen Delegation gestanden ist, muß offen bekannt werden. Dies war jedenfalls der dritte Fehler, daß innerhalb und auch außerhalb der deutschen Delegation zuviel politisiert und zu große politische Erwartung gehegt, und zu wenig rein religiös gedacht und geredet worden ist. Statt in Nebensätzen politische Knallerbsen zu werfen, wie das so manche der deutschen Reden in Stockholm kennzeichnete, wäre es besser gewesen, wenn einer unserer Führer, etwa Ihmels, von vornherein den Auftrag gehabt hätte, ehrlich und fromm, im Ton der christlichen Aussprache zwischen Brüdern die Kriegsschuldfrage, und was uns sonst bedrückt, zum Ausdruck zu bringen, auf daß daraufhin alle Andern über diese politischen Dinge hätten schweigen können und müssen.

Doch diese Fehler und Nöte sind anderseits auch zur Tugend geworden. Und das muß neben den kritischen Stimmen, die in unseren Spalten sich geäußert haben, gesagt werden. Wenn es unserer Delegation auch nicht gelungen ist, imponierende Erfolge nach außen zu erzielen, so wenig, daß selbst gute Freunde von uns zu verzweifeln drohten, so ist doch ein Eindruck von unserer wahrhaftigen Not und Zerrissenheit nach außen entstanden, der dem Verstehenden bleiben wird, wie gerade auch aus englischem und französischem Munde zu hören war. „Der deutsche Pessimismus ist mit dem amerikanischen Optimismus in Verbindung getreten; und ich denke, das ist beiden zum Heile gewesen" sagte D. Macfarland, der Vorsitzende des amerikanischen Federal Council einem schwedischen Zeitungsmann zum Schluß des Kongresses. Und am Schluß der Aussprache über die nationalen und internationalen Fragen sagte der Chairman des Tages, der Lordbischof von Winchester, in seiner unnachahmlich würdevollen Liebenswürdigkeit: „Ich danke auch den Deutschen, daß sie uns auf den Boden der Tatsachen gestellt haben." Auch das gehört zur Tugend der Not, daß die meisten unserer deutschen Delegierten von Stockholm nicht abgereist sind, ohne einen Eindruck mitgenommen zu haben von der Wichtigkeit und unaufschiebbaren Notwendigkeit des Austausches der Kirchen und des Verkehrs der Christen aller Zungen untereinander. Eng eingespannte Kirchenpräsidenten und Prälaten, Facharbeiter und Arbeiterinnen der christlichen Liebeswerke, „nationale" Abgeordnete männlichen und weiblichen Geschlechts haben hier einen Blick über die Grenzpfähle getan. Und längst nicht allen ist es so gegangen wie dem Herausgeber der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (Nr. 39 Sp. 709), daß ihnen das „die willkommsten Stunden" gewesen wären, wenn die Deutschen zu einer Sondersitzung ihrer Delegation sich zusammenfanden, wobei die „Brüderlichkeit" besondere Triumphe gefeiert haben soll (!). Gewiß ist eine Anzahl unserer Landsleute, wie der Schreiber jener Zeilen, unbefriedigt und im Pessimismus bestärkt von dannen gegangen. Aber keiner von der zahlreich anwesenden Jugend, die auf den Tribünen der Visitors den Geist und die Aufgabe der Zukunft durch den Saal rauschend spürte, wird so stehen. Und auch nur wenige von den Bänken der deutschen Delegation — nur solche, in denen berechtigte, aus dem reformatorischen Glauben genährte Vorsicht mit der Schwerkraft und dem Eigensinn des Alters sich mischte. Den allermeisten auch unserer Landsleute ist hier doch die Einsicht oder wenigstens die Ahnung aufgegangen von einer neuen, über den Völkern sich aufbauenden kirchlichen Organisation, die selbstverständlich so wenig, wie unsere altreformatorischen Staatskirchen, identisch ist und sein will mit der ecclesia invisibilis, die aber ebenso, wie jene in nationalen Schranken und kleinstaatlichen Bindungen verstrickten Gebilde, unsere Liebe und unsere Hoffnung und unsere Mitarbeit für die Zukunft anfordert.

Hören wir hinein in das Konzert der Völker! Von unsern Deutschen hat, wie schon gesagt, immer wieder Ihmels das Ohr der Versammlung gefunden, mit seiner schweratmigen, immer bald auf das Sachliche und Innerlichste kommenden Beredsamkeit. Neben ihm hat Simons den stärksten Eindruck gemacht, der nach einem volltönenden und unruhigen Amerikaner sich der höchsten Zurückhaltung befliß, in gelehrter Vollbeherrschung eines weitschichtigen Stoffes („das Verbrechen") aus der Praxis des höchsten Richters des deutschen Volkes, dabei aber leider die große Blasieholmkirche stimmlich nicht ganz zu

füllen vermochte. Dann ist noch Deißmann bewundert worden: „nicht glänzend aber prachtvoll in seiner Sprachbehandlung, gelehrt aber menschlich, visionär aber logisch", wie eine schwedische Zeitung schrieb. Gerade die Kunst, große gedankenreiche Inhalte in der beschränkten Zeit zusammenzudrängen, ist unsern Landsleuten verschiedentlich gelungen und immer wieder nachgerühmt worden. Auch daß von unsern Beauftragten die sachkundigsten Berichte verfaßt waren, mußte man anerkennen. Von Frauen sind besonders zu nennen: Margarethe Behm, die liebenswürdige Mutter der Heimarbeiterinnen, und Carola Barth, die über den völkerverbindenden Geist der neuen preußischen Lehrpläne kenntnisreich, gedrängt und mit Achtung gebietendem Takte sprach — leider erst am letzten Tage.

Ein wenig erfreulicher Ton unserer deutschen Redner und Rednerinnen, der gerade an den ersten Tagen stark hervortrat, war das „Seht, wie herrlich weit wir es gebracht haben." Wenn da nacheinander Wichern, die Soziale Botschaft Kaiser Wilhelms und Bismarcks Sozialgesetzgebung, oder der Kirchlich-Soziale Kongreß und die Christlichen Gewerkschaften, die Evangelischen Frauenbünde und die Christlichen Jugendorganisationen, oder irgendein Verband evangelischer Oberlehrerinnen je als die wahre „christliche" Lösung der betreffenden Gattung sozialer Frage ausführlich beschrieben und gepriesen wurde, oder wenn man hörte, daß mit dem „Hohenzollernwort" „Jedem das Seine" eigentlich die soziale Frage schon grundsätzlich gelöst sei, so fragte man sich — und ein dänischer Bischof hat es auch mir gegenüber zum Ausdruck gebracht — wie diese Reduzierung des „Christlichen" auf irgendeine Einzelorganisation zusammenstimme mit dem gegen die Amerikaner immer wieder erhobenen Anspruch der Deutschen, den Reichsgottesbegriff in apokalyptischer Reinheit zu wahren, während dort die Herrschaft Christi in menschliche Bindungen und Organisationen hineingezerrt werde. Gegenüber solchen Ausführungen aus deutschem Munde, daß der Deutsche Luther doch viel mehr bedeute als der Tschechoslowake Huß und der Engländer Wiclif und der Franzose Calvin, war es weniger peinlich und viel wirksamer in Söderbloms Predigt sich und aller übrigen Welt sagen zu lassen: „Dadurch daß Christus ‚mit dabei war', beeinflußte der einsame Luther die Weltgeschichte tiefer und nachhaltiger, als irgendein Mann nach dem Heiland." Die aufdringlichen und darum störenden Zwischentöne konnten selbst das beste Konzept verderben. So in dem Vortrag Brunstädls über „Evangelium und öffentliches Leben" (zu lesen in AELKZ 39), der durch den Glanz der Sprachgewalt fesselte, mit seinen philosophischen Terminologien aber bei der Masse der Zuhörer der Blasieholmkirche (Abends zwischen ½10 und 10 Uhr nach reich besetztem Tage) unverstanden geblieben ist. So noch mehr in dem Vortrag des rheinischen Synodalpräses D. Wolff: „Das Recht, nicht die Gewalt als gottgewollte Grundlage der Völkerbeziehungen" (zu lesen EvDtld 38), der vom Recht (= Law) sprach, und damit die Fragestellung kritisch zerpflücken konnte, während in der englischen Themastellung und in der Übersetzung des Vortrags das Gottesrecht (= Justice) gemeint wurde. Der sonst so eindrucksvolle Redner, der z. B. an einem Abend der deutschen Gemeinde in der St. Gertrudiskirche das Beste gab, wurde selbst von den uns gutgesinnten Ausländern einfach nicht ernst genommen. (Viel verdarb von Anfang an eine unglückliche, halb scherzhafte, halb hämische Einleitungsbemerkung über ein Versehen des schwedischen Komitees, das „D. Wolff-Aachen, Belgium" in der Adressenliste angegeben hatte: er wisse nicht „ob die Konferenz noch weiter als der Versailler Frieden gehen, und Aachen an Belgien schlagen wolle".)

Über die andere berühmt gewordene Rede des Generalsuperintendenten Klingemann, die vielfach zu Unrecht als offizielle Kundgebung der deutschen Delegation aufgefaßt und jedenfalls von den hinter ihr stehenden Kreisen mit großem Eifer verbreitet wurde, kann ich nur soviel sagen, daß sie mir als ernste Meinungsäußerung eines großen Teils der Deutschen nicht unangebracht erschien. Nur hätte man dann von dieser Seite die Parallelrede von Professor Richter in Berlin auch als Meinungsäußerung einer Minderheit gelten lassen und nicht in einer jener „brüderlichen" Sonderaussprachen der deutschen Delegation so zensieren dürfen, daß der Redner am selbigen Abend abreiste!

Weniger hervorgetreten, als es seiner Bedeutung entsprach, ist der Führer der deutschen Delegation, der Präsident der größten deutschen Kirche, der altpreußischen Landeskirche. Doch muß hier vom Kirchenhistoriker dankbar gebucht werden, daß D. Kapler das Hauptverdienst hat, die deutsche Delegation bis zum Schluß zusammengehalten zu haben. Er hat das ihm anvertraute Schiff durch mannigfache Klippen und gefährliche Stellen hindurch glückhaft gesteuert, ohne ernstliches Leck. Er hat mit seinen nächsten Mitarbeitern, gleich den Deutschen im Ganzen, das Kreuz getragen und die persönlichen Opfer der Zurückhaltung gebracht, ohne die dieses erste Gelingen der Konferenz nicht möglich gewesen wäre. Und dabei hat er der Ehre unsres Volkes nichts vergeben. Würdig ist die unmittelbar nach Schluß der Konferenz beim Fortsetzungsausschuß eingebrachte Erklärung, daß ein nächstes Mal ohne Bereinigung der Kriegsschuldfrage nicht getagt werden könne. Schon in Stockholm konnte im kleinen, durch die Führer der Amerikanischen Delegation eingeladenen Kreis, durch Kapler, Simons und Freiherr von Pechmann die verschiedene Stellung der Deutschen zu dieser Frage ausgesprochen werden. „Diese Leiche muß aber ganz von Bord", schrieb eine schwedische Zeitung, wenn das Schiff der Weltkonferenz for Life and Work in den internationalen Gewässern sieghaft weitersegeln soll.

Unter allen 37 Nationen, die in Stockholm vertreten waren, haben die Franzosen den allerbesten Eindruck hinterlassen. Das ist eine Tatsache, die nicht verschwiegen werden kann. Vielen unter uns mag die aufgeregte Beredsamkeit des Pfarrers Elie Gounelle von St. Etienne zunächst auf die Nerven gegangen sein. Die meisten seiner Zuhörer hat er, ebenso wie sein Landsmann Professor Wilfred Monod aus Paris, vom ersten Auftreten an gefangen genommen. Der Abend, den Gounelle im Kreis der deutschen Jugend zubrachte, war durchschlagend. Und der Höhepunkt seines Auftretens, als der ganze Saal in einer spannungsvollen Stille auf ihn hörte, war seine Antwort auf Klingemann: „Der jetzige Friede ist nicht identisch mit Gottes Gerechtigkeit und mit Gottes Reich. So wenig, wie die Deutschen sind wir, die Sieger, zufrieden. Wer sollte zufrieden sein mit einem Frieden, der so vergiftet ist von einer Menge von Mißverständnissen, Unrecht und schwersten Leiden?" „Und dennoch protestiere ich gegen die fatalistische und pessimistische Auffassung von Gottes Reich und vom Völkerbund. Wer träumt denn auch nur davon, den gegenwärtigen Weltzustand mit Gottes Reich in Einklang zu bringen? Aber wir bestehen auf der Idee, daß Recht und Frieden auf dem Wege sind durch die Institution des Völkerbundes — so mißbräuchlich er auch bisher gehandhabt worden sein mag." „Ihr Brüder jenseits des Rheins (was einzelne hoffnungslose Pessimisten sofort wieder so deuteten: Aha, er will die Rheingrenze!) verbittert euch nicht gegen den Völkerbund! Geht hinein in die Zusammenarbeit mit uns. Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da." Selbst die allertechnischsten Verhandlungen über den Fortsetzungsausschuß wußte Gounelle nicht nur mit Pathos, sondern auch mit Innerlichkeit zu erfüllen. Auch das Auftreten anderer Franzosen, wie z. B. von Pasteur Jézéquel aus Paris und von Mr. Louis Appia, dem Inspecteur ecclésiastique de l'Eglise

de la Confession d'Augsbourg in Paris, war derart werbend, daß z. B. eine schwedische Zeitung schrieb: „Diese Söhne der alten Hugenottenkirche haben in ihren Zügen etwas merklich Veredeltes und Vergeistigtes; sie zeigen heute noch Spuren des Kampfes, den sie auch in der Gegenwart mit dem Katholizismus auf der einen Seite und mit dem Atheismus auf der andern Seite führen müssen." — Eine besondere Sorte von französischen Conferenciers waren die Elsässer, der Herr Scheer aus Mülhausen, einst Mitarbeiter der CW (vgl. 1914 Nr. 7—9), jetzt Député du Haut-Rhin in der französischen Kammer, sowie Herr Dr. Ernewein, im Kriege Hauptmann der Landwehr und Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse, jetzt Präsident des Directoire der Kirche der Augsburgischen Konfession in Straßburg, die beide stillschweigend duldeten, daß ihre welschen Reden von einem romanischen Schweizer in ihre Muttersprache übersetzt wurden.

Das imponierendste Gewicht der Versammlung lag bei den Engländern. Von ihren Bischöfen und sonstigen hohen Würdenträgern der anglikanischen Kirche erfährt man keinen Namen: „The Lord Bishop of Winchester, The Right Reverend, Farnham Castle Surrey" ist das Einzige, was in der Adreßliste steht. Man würde gerne etwas mehr, etwas Menschlicheres noch über den Chairman erfahren, der die Konferenz mit seiner Predigt über Mark. 1, 15 eröffnet hat, der die längste Zeit über ihr Vorsitzender war, der als erster Leiter des kleinen Aktionskomitees größten Einfluß auf die Zukunft der Konferenz hat. Man merkt bald, daß die behäbige Statur täuscht. Im rundwangigen Gesicht ist doch jede Muskel gespannt. Diese geschlossenen Lippen, wenn sie sich öffnen, reden klug und sicher, verteilen gerecht Lob und Tadel, appellieren wiederholt an das Pflichtgefühl der Versammlung: „bei diesen wichigen Dingen könne man erwarten, daß Jeder pünktlich da sei; es werde in Zukunft der Saal nach Eröffnung geschlossen; und Privatgespräche oder Herumlaufen sei überhaupt nicht zu dulden." Bald ernst, bald witzig. Aber diese Lippen, die über Jesus zu predigen verstehen, daß er der allermenschlichste gewesen, daß das Nil humani a me alienum puto von ihm am allermeisten gelte, die werden vermutlich über den Sprecher selbst allzuviel Menschliches und Persönliches niemals offenbaren. Die stets gleichmäßig über der Brust gehaltenen, halb geballten Hände, dieser gestraffte Körper, der seine Last stets auf beiden Beinen verteilt; sie künden Disziplin in Verbindung mit natürlicher altadeliger Würde: gestaltgewordenes *χάρισμα κυβερνήσεως*. Auch von dem Lordbischof von Lichfield, von dem Bischof von Plymouth, von den very Reverends, den Deans von Canterbury, von Carlisle, dem Archdeacon von Maidstone usw. verrät kein Buch die Namen. Aber diese Gruppe von Kirchenmännern vereint mit der überall hervortretenden selbstsicheren Herrschaftshaltung, ob sie in den rot- und gelbseidenen Prachtgewändern mit helmartigen Mitren in der Kirche sich zeigen, ob sie im hochgeschlossenen schwarzen eleganten Priesterrock auf der Straße oder im violettsamtenen Full-dreß mit kurzen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und silbernen Schnallenschuhen an den Gesellschaftsabenden unter das Volk sich mischen, noch Eines: das seltsam charakteristische, humanistische Element, das ihrer Kirche eigen ist; nirgends in den rednerischen Darbietungen des Kongresses wird man so viel literarische Kultur, klassische und moderne Dichterzitate finden, und zugleich soviel Schulung von Stimme und oratorischer Haltung, wie bei diesen englischen Kirchenoberen. Auch die anderen Engländer, unter denen der Principal an New College in London, DD. A. E. Garvie, der kongregationalistische Professor D. J. Vernon Bartlett von Oxford und die allen unvergeßliche Quäkerin Miß Lucy Gardner, die Verwalterin der Fünfminuten-Uhr samt Glocke, ferner Lord und Ladn Parmoor, und der schon genannte kongregationalistische Fabrikant Sir Hyslop aus Beckenham in Kent mir in besonderer Erinnerung geblieben sind, zeigten allesamt diesen Typus des sane and sound; aber bei allen den Letztgenannten war er zugleich mit etwas mehr Expression von Innerlichkeit verbunden. Dieses evangelikale oder „pietistische" Moment, wenn man es so nennen darf, kam dann besonders zum Ausdruck bei einem anglokatholischen Mönch, der mit seiner hageren Gestalt, dem verinnerlichten Ausdruck und dem Strick um die schwarze Kutte, Franziskanertum und Engländertum in sich vereinend, viel angesprochen und abgebildet worden ist: Father R. H. Tribe, S. S. M. (Society of Sacred Mission) aus dem Hause Kelham in Newark-on-Trent. — Auch bei den Vertretern des British Empire, drängt sich das Innerlichkeitsmoment hervor: beim Bischof von Mombasa in Afrika, beim Bischof Gwynne von Kairo, beim Bischof von Willochra in Australien, beim Lordbischof von Bombay in Indien und beim Erzbischof von Dublin in Irland. Namentlich die beiden letzteren sind öfters hervorgetreten; der Bischof von Bombay suchte die schwierigen Rassenprobleme durch Einzelzüge aus dem Leben Jesu (Samariterin, Hauptmann von Kapernaum usw.) zu beleuchten und sprach in der Musikabendandacht sehr verständnisvoll, warm und fromm über Johann Sebastian Bach. Der Erzbischof von Dublin, dessen Namen Dr. John Gregg man auch erfuhr, sprach eindrücklich sowohl in der ersten wie in der letzten Versammlung. Das erste Mal über Jesus als den Mittelpunkt aller Geschichte und das Maß für uns Menschen; zum Schluß über den Gewinn der Konferenz, der in Imponderabilien bestehe. Bei allen Schwierigkeiten, die wir gefunden und die nicht klein waren, konnte man dort eine unwägbare Einigkeitstimmung verspüren, eine Gemeinschaft in Jesus. Er appellierte an die, welche die Sprache der Herzen verspürt haben, dies in die Tat auch umzusetzen.

Neben diesen Engländern offenbaren die Schotten wieder einen Typus für sich. Zwischen Klingemann und Gounelle stand ein solcher da, Rev. Canon Douglas, der einmal über das andere im tiefsten Baß erklärte: I am Skotchman, d. h. ein nüchterner und vorsichtiger Beobachter: „Ich glaube an die Wichtigkeit der christlichen Gedanken im Völkerbund; aber viele Brüder sind noch nicht so weit." „Man kann nicht vorsichtig genug sein in der wichtigen Abwägung von Gerechtigkeit des Friedens und Notwendigkeit des Kriegs." Und in der erregten Alkoholdebatte brachten die „richtigen" oder „falschen" Statistiken des Lord Salveson, der nach seinen eigenen Worten seit 17 Jahren als Mitglied des obersten Gerichtshofs von Schottland die Sache studierte, die Sensation des Tages. „Man muß den Tatsachen ins Auge sehen", erklärte er auch mehrmals und sprach sehr nüchtern über den Alkohol, über die Unwirksamkeit der Totalverbote und über die purgierende Trockenlegung der Bibel, die in Amerika versucht worden sei. Die Pflicht der Kirche sei die Bildung und Stärkung des christlichen Charakters in der Gemeinschaft, innerhalb welcher sie zu wirken berufen sei. Seine Ausführungen riefen eine Gegenerklärung verschiedener amerikanischer Kirchenvertreter auf den Plan, die in den nächsten Tagen im Saal verteilt wurde und zwei nebensächliche Punkte richtig stellte.

Die Amerikaner konnten trotz ihrer überwältigenden Zahl (von über 200 Delegierten) doch einen solch einheitlichen Eindruck, wie die Engländer, Franzosen oder auch die Deutschen, nicht hinterlassen. Die meisten von ihnen blieben Kulisse; sie konnten sich übrigens recht lebendig bemerkbar machen, wenn etwas nach oder nicht nach ihrem Sinne ging. Das erste lebhafte Beifallklatschen am ersten Abend in der Blasieholmkirche ging von den Amerikanern aus. Wir andern staunten nur so, daß in diesem Raume solch laute Kundgebung möglich sei. Bei allem späteren Beifall (z. B. über Pazifismus, Alkoholverbot u. ä.) konnte man den amerikanischen Unterton deut-

lich hören. Am Schluß muß es so etwas wie eine Palastrevolution gegen den bisherigen Führer gegeben haben, den Präsidenten der amerikanischen Delegation, Rev. D. Arthur Judson Brown von New York. Eine Professorengestalt von unbestechlicher Ruhe, pflegte er lang aufgeschossen hinter dem Vorstandstisch zu stehen und seine Sache etwas steif, aber recht zu verwalten. Doch seine Landsleute wollten ihn nicht mehr in das Fortsetzungskomitee delegieren, so daß überhaupt die Plätze der Amerikaner vorerst im großen wie im kleinen Ausschuß unbesetzt blieben. Präsident Brown und der ebenfalls mißliebig gewordene Generalsekretär des Federal Council, D. Charles S. Macfarland von New York haben neben Söderblom die größten Verdienste um das Zustandekommen der Konferenz. Da mag man über den leichtfertigen „Optimismus" der „Yankeetruppe" sich verbreiten soviel man will. Ohne den Optimismus dieser Männer wäre die Kirchenversammlung in Stockholm in der Tat nicht möglich gewesen.

Allerdings ist uns dann in Stockholm der Optimismus der Amerikaner gelegentlich so faustdick entgegengetreten, daß selbst die Gebildeteren unter ihnen im Privatgespräch von dem Gros ihrer Landsleute abrückten. „We have the optimisme of inexperience" sagte in seiner humorvoll ernsten Schlußansprache der Dean Shailer Matthews von der Universität Chicago, der drüben als ein theologischer Forscher von Rang gilt. Seine Arbeiten liegen, wie bei den meisten selbständigen Forschern unter seinen Landsleuten, weniger im Gebiet der reinen Theologie, als vielmehr auf dem sozialökonomischen und sozialethischen Grenzgebiet. „Im eigentlich Theologischen parasitieren sie recht eigentlich auf deutschem Gewächs. Und das gilt noch mehr von den sogenannten Modernisten, als von den Fundamentalisten", schrieb ein offenkundiger Kenner Amerikas in einer schwedischen Zeitung beim Rückblick auf die Konferenz, der die weitverbreitete theologische Unbildung für das merkliche Versagen der Amerikaner verantwortlich machte. — Zu den selbständigen Forschern (gleichfalls auf dem Gebiet der Sozialethik) gehört ferner Professor D. William Adams Brown vom Union Seminar in New York, der Vorsitzende der Erziehungskommission, ein Gelehrter von deutschem Zuschnitt, der in seinem Referat die Schaffung eines „Internationalen Büros für Erziehung und Forschung" beantragte, das für die verschiedenen christlichen Gemeinschaften als clearing house der Information über die sittlichen und religiösen Fragen von allgemeinem Interesse dienen soll. Der Antrag wurde dann mit dem schon erwähnten Vorschlag von Bischof Billing und Anderen über Schaffung eines Instituts für Sozialforschung vereinigt. Ferner ist eine regelmäßige internationale Zusammenkunft der Theologieprofessoren von ihm angeregt worden.

Im Übrigen glänzten die Amerikaner nicht so sehr durch gelehrte und tiefe Gedanken, als durch die eigentümliche Art ihrer Beredsamkeit. Ein durchschlagender Typus fundamentalistischer Aufrüttelungspredigt wurde uns gleich am ersten Abend in dem Referat von Rev. Charles F. Wishart aus Ohio geboten. Das war ein Evangelium des reinen Amerikanismus (mit Aufzählen all der herrlichen Kulturtaten, die drüben geleistet worden sind, und die für die Welt noch geleistet werden müssen, mit massivem Engels- und Wunderglauben, der sich „umsetzen müsse in flammende Leidenschaft für den Weltfrieden"), von den Stockzähnen aus mit beiden Fäusten hineingebort in den großen Kirchenraum und dort auf den Bänken der Amerikaner mit lautestem Beifall aufgenommen. Für alle Anderen, nicht nur für uns Deutsche war es eine Zumutung bald ärgerlicher, bald lächerlicher Art, als Wilson und Calvin nebeneinander als die großen geistigen Heroen der Menschheit geschildert wurden, deren Testament in Genf wir zu vollstrecken haben. Und doch fühlte man sich einer ganz neuen bisher unbekannten Tatsache gegenübergestellt, als dann der Redestrom abebbte in sentimentalsten Tönen über das Kind in der Krippe, dessen Wiegenlied wir wieder einmal lauschen wollen: Ehre sei Gott usw. — Viel höher, feiner und durchgeistigter, war die Leistung des episkopalistischen Bischofs von New York, D. Charles H. Brent, des Vorsitzenden von Faith and Order, der wohl von seiner Kirche her einen mehr englischen Charakterzug an sich hatte, aber an lebendiger Ausdrucksfülle und herzhaftem Zugriff die britische Disziplin hinter sich ließ. Der höchste in dieser Reihe war der zur Zeit berühmteste Master of the pulpit in Amerika, der kongregationalistische Prediger von Tin Church in Brooklyn, Rev. D. S. Cadman, zugleich Präsident des Federal Council of the Churches of Christ in Amerika. Seine kurze Predigtansprache am Sonntag (23. August) nachmittags in der Stor Kyrka (neben unserm preußischen Vizepräsidenten D. Conrad, dem Methodistenbischof Nüelsen und dem französischen Pasteur Lauga) soll nach einem schwedischen Zeitungsbericht hinreißend gewesen sein: „eine kraftvolle Gestalt, ein besonderer Klang der Stimme, eine Beweglichkeit des Geistes und eine unerhörte Leichtigkeit, neue edle und doch schriftgemäß geprägte Worte zu finden". Ich hörte ihn nur in seinem sachlichen, aber höchst interessanten Referat über „die gemeinsame Arbeit der Kirchen", wobei er als Vorsitzender des Federal Council von dem kirchengeschichtlich merkwürdigen und wichtigen Vorgang berichtete, der in Amerika unmittelbar vor und nach dem Kriege, und durch ihn beschleunigt, vor sich geht: „Wir sind nicht mehr in erster Linie Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Lutheraner oder Kongregationalisten, sondern wir erhalten für das Wesentliche, das allen Denominationen zu Grunde liegt, einen größeren Hörerkreis, als für den Sonderglauben irgendeiner einzelnen Denomination". „Heute sind 30 Kirchen mit einer Mitgliederzahl von 30 Millionen zusammengeschlossen", deren Ziel dahin geht, „die christlichen Denominationen Amerikas zum geeinten Dienst für Christus und die Welt zu führen". „Die Evangelisierung der fünfzig Millionen Menschen der Vereinigten Staaten, die keine Verbindung mit religiösen Institutionen haben, liegt uns ganz besonders am Herzen". Verheißungsvolle Anfänge sind getan; „im Jahre 1922 sind mehr als eine Million Menschen in Amerika in unsere verschiedenen Kirchen wieder zurückgekommen". Es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine panamerikanische Kirchenbildung, der sich auch der größte Teil der Lutheraner (auch der jüngeren Missourier, wie ich mir sagen ließ) auf die Dauer nicht verschließen will und kann.

Nach dieser Überschau über die großen Nationen und ihre Art, wie sie in Stockholm aufgetreten sind, könnte natürlich auch über die kleineren noch sehr viel gesagt werden, so z. B. über die Tschechoslowaken, die mit ihren neuen Kirchenbildungen das Interesse Vieler immer wieder auf sich zogen. So über den eigentümlichen Kirchgang, in dem die beiden polnischen Generalsuperintenden Bursche und Blau nebeneinander in die Stor Kyrka einzogen (Bursche ist bald nach Eröffnung der Konferenz abgereist). So über die Bedeutung der Vermittlernationen, in denen auch die Kirchen eigentümlich vermittelnde Aufgaben haben. Der Dienst, den der schweizerische Dolmetscher, Pfarrer Alphons Köchlyn aus Basel, in staunenswerter Sprachgewalt und Auswahl des Wesentlichen aus jeder der über 180 Ansprachen geleistet hat, muß in den Annalen der Konferenz besonders gewertet werden. Was sonst die Schweizer (unter ihnen der allbekannte Pfarrer D. Keller aus Zürich) und die Holländer (unter ihnen der besonders lebhafte und geistig bewegliche Professor Slotemaker de Bruine aus Utrecht) an geistiger Verdolmetschung und Ausgleichung zwischen den verschiedenen Welten des deutschen und angelsächsischen Denkens und Fühlens geleistet haben, kann auch nur angedeutet wer-

den. Das Erstauftreten der neuen Landeskirchen der Oststaaten (Estland, Lettland, Littauen) in der ökumenischen Öffentlichkeit zeigt bis jetzt, daß sie mit großen inneren und äußeren Schwierigkeiten behaftet sind. Die beiden ungarischen Bischöfe D. Ravasz von der Helvetischen und D. Raffay von der Augsburgischen Kirche vertraten würdig ihre repräsentablen Kirchenkörper, und zugleich über die jahrhundertealten konfessionellen Gegensätze hinweg die gemeinsame magyarische Nation.

Auch unter den „Orientalen", deren Auftreten in Stockholm hinsichtlich seiner allgemeinen historischen Bedeutung an anderer Stelle gewürdigt ist, zeigten sich die nationalen Regungen. Der Archimandrit Scriban von Bukarest erklärte zum Schluß einem schwedischen Journalisten gegenüber, er sei mit dem Konferenzergebnis wenig zufrieden. Auch der Metropolit Stefan von Sofia, dem Präsident Brown noch am Anfang einer schön aufgesetzten Rede gemäß dem Schlag der Fünfminutenuhr das Wort unerbittlich entzogen hatte, schied tiefgekränkt. Diese rumänischen und bulgarischen und die jugoslawischen Vertreter der orthodoxen Kirche empfanden die große Bevorzugung des Patriarchen von Alexandrien und die Ehrenstellung (bei Diners usw.) der Metropoliten des griechischen und syrischen Ostens als ungerecht. Man konnte hören, daß sie in ihren Sprengeln Millionen von Christen hätten, der Patriarch von Alexandria aber nur 70 000, der Metropolit von Nubien nur 10 000 usw. Die Bulgaren, die 1872 vom Patriarchen von Konstantinopel mit dem Schisma belegt wurden, hofften bei dieser Gelegenheit vergeblich auf eine Rehabilitation. Eine Annäherung von ihnen hat der Patriarch entschlossen abgewehrt. Diese Balkan-Orientalen sprachen meist deutsch und bekannten auch, von deutscher protestantischer Theologie gelernt zu haben. Übel wirkte es, daß einer der rumänischen Metropoliten das glänzende Minoritätenrecht seines Staates rühmte, während der Vertreter der Siebenbürger Sachsen, wie man hörte, keine Ausreiseerlaubnis nach Stockholm bekommen hatte.

Über die Vertreter der fremdrassigen Nationen muß gesagt werden, daß sie sich an dem Nachmittag, als man über die Rassenfrage verhandelte, aufs Beste der Versammlung präsentiert haben. Die zarte schalkhafte Chinesin Miß Fan, Bachelor of Theology eroberte sich Aller Herzen mit ihren einschneidenden Worten: „Es ist Unkenntnis und ein Mangel an der christlichen Zukunftshoffnung, wenn man die Rassenunterschiede übersteigert." „Mein Volk und meine Rasse ist von Natur die pazifistischste von aller Welt; aber wir müssen Kriege führen, dazu gezwungen von den Nationen, deren Vertreter hier den Pazifismus predigen." Aber auch die Anderen, der schwarze Methodistenpfarrer William Bell aus Amerika mit seinem überlegen lebhaften Witz und seinen glücklichen Formulierungen („Die fünf Rassen sind die fünf Finger an der Hand Gottes"), und der fromme Bischof Motoda aus Japan („Unser Ruf ist der Ruf aus Mazedonien") wußten sich eine eindrückliche Erinnerung in der Zuhörerschaft zu erringen. Aus Indien, Japan und China wurde das nationalkirchliche Problem als das wichtigste christliche Sozialproblem der Zukunft aufgetan.

Zu den Vermittlernationen gehören auch die Skandinavier, selbst wenn sie sich in ihrer ganzen nordischen, rauhatmigen Herbheit vorführen, wie der norwegische Bischof Gleditsch von Nidoros, von dem nicht nur der Name, sondern auch die tiefgründigen Ausführungen gleich am ersten Abend die Verwandtschaft mit dem Deutschtum dartun. Auch die Finnen, Pfarrer und Reichstagspräsident D. Virkkunen, der über den „Beruf" sprach, und der Bischof D. Gummerus von Tammerfors, zeigen die schwerblütige Art ihrer Heimat und die Verwandtschaft mit der deutschen Theologie, jederzeit auch das warme Verständnis für die schwierige Lage der Deutschen. Das Referat von Gummerus über „die Pflicht der Christen gegen Volk und Staat" (Evang. Deutschland Nr. 39) ist ein Muster wohlüberlegter Abwägung, das Votum eines Christen in einem Volke, das von dem Bewußtsein, in nationaler Abwehr stehen zu müssen, nicht loskommen kann. Aus Dänemark sind die Bischöfe Amundsen von Hadersleben und Ostenfeld von Kopenhagen mehrfach mit ihrem klugen, kenntnisreichen Urteil hervorgetreten.

Und Schweden mit seiner schönen Hauptstadt war die gastgebende Nation, der Schauplatz der Konferenz. Vom Königshaus an, von dem drei Mitglieder rednerisch auf der Konferenz aufgetreten sind (der Kronprinz mit seiner Gattin fehlte bei keiner Sitzung), bis zum öffentlichen Mund der schwedischen Presse, die einen Abend veranstaltete und „Kirche und Presse als die internationalen Mächte des Friedens" zusammenbrachte, von den Tausenden der Gastgeber, die in dem Umkreis des Blasieholmviertels ihre Wohnungen zur Verfügung stellten, bis zu den Pfarrerfrauen, jungen Damen, Studenten und Pfadfindern, die heiße Tage der Arbeit hatten; vom Ministerpräsidenten, der nach dem Mälarschlosse Drottningsholm einlud, bis zu den einfachsten Männern und Frauen aus dem Volke wußte Alles, daß die Ehre der schwedischen Nation, des Volkes von Gustav Wasa und Gustav Adolf, für das Gelingen dieser gesamtchristlichen Unternehmung sich einzusetzen hatte. Aus der mannigfachen Fülle charakteristischer Persönlichkeiten aus Schweden, die auf dem Kongreß etwas zu sagen hatten, wie dem Bischof Billing von Westerås, dem Auswärtigen Minister Freiherr Marks von Würtemberg, dem Rektor der Volkshochschule Dr. Björkquist in Sigtuna, dem Liturgiker und Sozialethiker D. Nathan Beskow, der Dichterin Selma Lagerlöf und der „Schwester" Elsa Brändström ragte weit hervor die nimmer faßbare, immer tätige, nirgends fehlende und überall ein gutes Wort findende Gestalt des „Arkebiskopen". Nicht schwedischer Imperialismus oder gar vielleicht persönlicher Ehrgeiz, wie man von den kleinen Geistern hören kann, ist die Triebfeder dieses wahrhaft umfassenden Menschen, der als Religionshistoriker, der er eigentlich ist, ein feinstes Fühlvermögen hat für das echt Religiöse, wo es sich nur findet, und für die „Fülle der Zeiten", für den „Kairos" der gestaltenden Kräfte der Entwicklung, die im chaotischen Leben unserer Gegenwart sich regen. Wenn Söderblom mit einer beispiellosen Gedächtniskraft und Personenkenntnis und mit einer Kenntnis der verschiedensten Nationen und ihrer Sprachen (er ist in England, Frankreich und Deutschland fast ebenso zu Haus, wie in seiner Heimat), wie sie kaum einer seiner Mitlebenden besitzt, und mit einer klaren Einsicht in die durch den Krieg vollendete Nationalisierung der Christenheit, wie sie eben in Stockholm für Jeden, der sehen wollte, auch vor Augen trat, nunmehr das Wagnis unternommen hat, den kirchenbildenden Organisationstrieb unseres Zeitalters ins Übernationale zu leiten, so ist er, von den Besten aus allen Kirchen und Nationen unterstützt und bestärkt, sich dessen bewußt, daß er damit nicht an der „Kirche Christi" baut — daß dies ein Anderer tut, weiß er, so gut wie seine Kritiker — aber daß eine neue weit umfassende Organisationsform für die ecclesia visibilis zu schaffen die Aufgabe unserer Zeit ist, in der das verbum Dei größeren Schallraum hat, als in den nationalistisch und unsozial verstümperten, verkümmerten und versündigten Kirchen der nachreformatorischen Überlieferung.

4. Die Aufgabe des Gesamtprotestantismus

Die noch rechtzeitig zur Vorbereitung der Weltkonferenz in Deutschland erschienene Schrift von dem Sekretär der Europäischen Sektion Lic. Erich Stange in Leipzig, mit dem etwas unglücklichen Titel „Vom Weltprotestan-

tismus der Gegenwart", hat, gewiß von richtigen Beobachtungen aus, weithin die Meinung verbreitet, daß es sich in Stockholm um den Gegensatz eines verflacht calvinistischen, diesseitigen Reichsgottesbegriffs, wie er sich im gesamten Bereich des Angelsachsentumes durchgesetzt habe, und eines biblisch tieferen lutherisch-apokalyptischen Verständnisses des Reiches Gottes handeln werde, wie es im Wesentlichen von der deutschen Theologie verarbeitet und verkündigt worden sei. Diese hier ausgesprochenen Normen des Verständnisses für das in Stockholm zu Erwartende sind sehr viel von Anderen übernommen und schlagwortartig ausgebauscht worden.

Nicht mit vollem Recht. Denn in Stockholm hat es sich, soviel es auch behauptet worden ist, am wenigsten um den Gegensatz von Calvinismus und Luthertum gehandelt, sondern, wie eben ausgeführt worden ist, um viel aktuellere, nationalkirchliche und nationale Gegensätze und Ressentiments. Gerade die Deutschen, die für sich die tiefere apokalyptisch-pessimistische Betrachtung der Weltereignisse nach dem Geiste Luthers in Anspruch nehmen, taten dies im Bewußtsein eines „nationalen" Charismas und waren keineswegs frei von allzu „calvinistischen", dem Menschengeist insgemein leicht eingehenden Identifizierungen des Christlichen mit einzelnen sozialen Organisationen oder politisch-irdischen Erscheinungen (wie z. B. eines „evangelischen Frauenvereins" oder einer „christlichen Partei"). Aber man darf die Deutschen allein nicht schelten. Auch die Amerikaner, wenn sie in der Art eines Wishart auf Wilson und den Völkerfrieden oder auf die „Kirchensache" der Alkoholbekämpfung zu sprechen kamen, die Engländer, wenn sie ihren humanistischen Gentleman Jesus verkündigten, auch die Esthen und die Finnen, die Rumänen, wenn sie gegen den bösen Bolschewismus loszogen, und alle Andren, auch die neutralen Schweizer und Schweden, haben je in ihrer Art ein Stück nationalistischen Christentums repräsentiert, das höchstens mit konfessionellen Draperien verziert war.

Es fragt sich nun, welches die Einigungskraft war, die alle Anstöße, die von dieser Richtung herkamen, überwand und die große national und geistig so mannigfaltige Gesellschaft trotz aller Spreng- und Gefahrmomente zusammenhielt. Es waren, wie Erzbischof Gregg sagte, die „Imponderabilien", eine vitalistische Kraft der internationalen Bindung und Verpflichtung, die über alle, auch schließlich über die Mehrzahl der Deutschen sich legte, die am längsten dagegen sich sträubten. Kirchengeschichtlich gesprochen, ist dieses gewisse „Etwas" einer lebendigen Verbindungskraft über den Nationalgestaltungen des Christentums unter dem Pietismus einzureihen. Nicht Christusbekenntnis oder Christusdogma, sondern „Christusliebe" war das Schlagwort. Aber nicht nur ein Schlagwort, sondern auch die Sache. In deutschen Berichten über Stockholm wird vielfach in klagendem Tone festgestellt, daß das Angelsachsentum die Führung auf der Konferenz gehabt habe. Das ist jedenfalls in diesem positiven Sinne richtig, daß der methodistisch-pietistische Geist, der in unzähligen Revivals sowohl das anglikanische Staatskirchentum, als auch das ursprünglich puritanische Kirchentum Amerikas total durchdrungen hat, das Schmelz- und Verbindungsfeuer für Zusammenwirkung in Stockholm abgegeben hat. Es ist nicht Calvinismus und nicht Anglikanismus, wenn der Lordbischof von Winchester zur Eröffnung der Konferenz predigt: „Laßt uns Jesu Christi Herrschaft aufrichten auf allen Gassen und allen Plätzen des Lebens!" Und wenn es immer wieder ertönte: „Wir wollen uns zu Christus bekennen." Das ist Pietismus, und als die letzte Großtat dieser Bewegung der Kirchengeschichte, ja als der eigentlichste und tiefste Sinn ist das Ereignis zu betrachten, dessen Zeitgenossen wir waren. Dieser pietistische Ton war es, der auch schließlich die deutschen Kirchenmänner, die Missionsarbeiter und Schwestern der Inneren Mission und Liebestätigkeit aus Deutschland heimatlich ergreifen mußte. Neben der äußeren Ausgleichsarbeit der offiziellen Kirchenleiter war dieser innerliche Ton die eigentliche Kraft der Bindung. Dieser Ton war es auch, welchen die Orientalen mit ihrem biblisch einfachen Christus verstanden und auf den sie eingingen. Das ist der Kern der von Ehrenberg sogenannten „Mentalität von Stockholm".

Dieser Ton wird auch weiterhin seine Bedeutung behalten müssen in der Arbeit für die Zukunft der Konferenz. Es liegt dieser pietistischen Christusliebe, wie wir aus der Geschichte wissen, eine ungemeine Aktivität zu Grunde. Die hat sich in den fast unübersehbaren Arbeiten der Vorbereitung und der Durchführung der Tagung von Stockholm gezeigt. Das war das zweite organisatorische Geheimnis der Konferenz, daß unter dem vielen Papier, mit dem wir überschwemmt worden sind, und unter dem zehntägigen Redeerguß, dem wir standhalten mußten, eigentlich Jeder etwas zu arbeiten bekam: zu arbeiten dafür, daß „Christi Fahne auf allen Plätzen der Welt aufgerichtet werde".

Nun wissen wir alle, die wir von reformatorischem Christentum, sei es von Calvin oder Luther, etwas zu verstehen glauben, daß dazu noch etwas mehr hinzukommen müsse, um die Konferenz auf die Dauer lebenskräftig zu gestalten und ihre Wertung zu vertiefen. Schon das Stück pietistischer Aktivität, das sie in ihrem Anfang getragen hat, ist wohl im Stande, hier unter vorherrschender Beteiligung des angelsächsischen Christentums eine Völker- und Kirchengemeinschaft zu gestalten, welche mit ihren ideellen Kräften die politische Gemeinschaft des Völkerbundes zum Teil trägt, zum Teil auch korrigiert.

Doch das kann bei unserer weiteren Beteiligung und bei der schließlich idealen Ausgestaltung des in Stockholm Begonnenen nicht unser letztes Wünschen und Hoffen für die Konferenz bedeuten. Es handelt sich vielmehr darum, ob es gelingt, einen kräftigen, genuin reformatorischen echt protestantischen, sowohl aus dem echten Luthertum wie aus dem echten Calvinismus geschöpften Zuschuß von Kraft und Leben zu den Lebenskräften der Konferenz beizusteuern. Die *Κοινωνία τῶν Ἐκκλησιῶν*, genannt Universal christian Conference on Life and Work, die im Bereich der europäischen Sektion mit den hierher zugehörigen Sprachen sich nach der Zweckbestimmung „für praktisches Christentum" bezeichnet, ist nicht, wie Unkundige in Stockholm noch gemeint haben mögen, eine Organisation des „Weltprotestantismus"; sie ist eine überprotestantische Vereinigung, getragen von einem interkonfessionellen, pietistischen Herzens- und Tatchristentum und von einem guten Stück amerikanisch-westeuropäischer internationalpazifistischer Weltpolitik. Soll die Sache aber wirklich gelingen und nicht schief gehen, muß der Protestantismus seine Hand am Steuer haben. Es gibt ein Bild von Stockholm, von einem der zahlreichen Photographen am Eröffnungstage aufgenommen, das im Automobil des Erzbischofs von Uppsala den Patriarchen von Alexandrien mit einem der englischen Bischöfe innen auf den Ehrenplätzen des Wagens zeigt, vorne aber auf dem Führersitz, die Hand am Rad, sitzt Söderblom, sein Fahrzeug selbst lenkend. Das Bild ist als kirchengeschichtliches Dokument von Eivind Berggrav, dem Herausgeber der sehr guten norwegischen Monatschrift Kirke og Kultur veröffentlicht (Septemberheft; auf diesen vorzüglichen, auch von mir mit Dank benutzten Bericht über die Konferenz seien alle hingewiesen, die eine der nordischen Sprachen zu lesen verstehen), mit der Unterschrift: Protestantismen vid Rattet = der Protestantismus muß ans Steuer!

Dazu ist es aber notwendig, daß der reformatorische Protestantismus für sich eine selbst- und zielbewußte Gruppe bilde; neben dem Orientalismus und Anglikanismus und dem methodistisch-amerikanischen Pietismus. Ja gerade gegenüber dem letzteren, dem tatkräftigsten Träger des Einheitsgeistes in Stockholm hat der reformatorische Protestantismus seine nächste

und wichtigste Aufgabe, weil es sich um Blut vom eigenen Blute und um Fleisch von seinem Fleische handelt: er muß von dem hier gegebenen, etwas verschwommenen Tat- und Herzenschristentum zurückweisen — nicht auf irgendein orthodoxes Dogma, sondern auf die allem „praktischen Christentum", allem „Leben und Werk" zu Grunde liegende Wirklichkeit des rechtfertigenden Glaubens der Reformation und all der großen Spannungen, die in ihm enthalten sind. Von der durch den Pietismus geschaffenen Weltplattform muß von Neuem das reformatorische Evangelium der ira et misericordia Dei ertönen, zu „Leben und Werk" für die gesamte Menschheit.

Das kann nicht geschehen ohne konfessionelle Note. Nicht im Sinn der alten orthodoxen Schulkämpfe, die freilich ausgeschaltet bleiben müssen. Aber in einer zeitgemäßen, verständnisvollen Auseinandersetzung müssen sich Calvinismus und Luthertum je mit ihrem spezifischen Charisma und je mit ihrer besonderen Profilierung der gesamten öffentlichen Lebensgestaltungen irgendwie zusammenfinden. Als gesamtprotestantischer Block, in dem das Heimatland der Reformation eine wichtige Stelle selbst einnehmen wird, müssen sie in die größere Gemeinschaft hineinwirken.

Deshalb wäre es eine Sünde gegen die eigene, geschichtlich gegebene, von Gott den Kirchen des Luthertums gesetzte Aufgabe, wenn ihre derzeitigen Führer und Glieder der ökumenischen Verpflichtung sich unter irgendwelchem Vorwand der donatistischen Verengung entzögen. Calvinisten und Lutheraner, zusammen mit den Unionprotestanten und Erweckungschristen, die auch hier als verbindender Kitt nicht fehlen können, müssen, je unter Wahrung ihrer Eigenart zu einem Gesamtprotestantismus sich zusammenfinden, eben mit der Aufgabe, das Steuer in die Hand zu bekommen am Wagen des Weltkonzils „on Life and Work". Das kann nicht sein, und ist auch nicht gemeint, weder von uns noch von Berggrav noch von irgendeinem Anderen, im Sinne einer äußeren Bevorrechtung oder Offensive. In geistlichen und kirchlichen Dingen setzt sich nur das durch und gewinnt nur das Macht (das weiß jeder, der von Kirchengeschichte etwas versteht), was die stärksten inneren und religiösen Kräfte in sich trägt und was den schwersten, entsagungsreichsten Dienst zu leisten imstande ist. In solchem hoffnungsvollen Vertrauen zu dem Vollinhalt des reformatorischen Evangeliums von der Rechtfertigung allein durch den Glauben rufen wir auch unsern lutherischen Glaubensgenossen die Aufgabe zu: Protestantismen vid Rattet!

Marburg Heinrich Hermelink

Chinas offene Wunde: das Opium

Chinas Stärke und Schwäche liegt in seiner ungeheuren Ausdehnung und seiner hohen Bewohnerzahl: Hungersnot, Bürgerkrieg, Pest, Überschwemmung, Räuberbanden und Stadtbrände, sie alle vermögen nicht das gesunde chinesische Bauernvolk wesentlich zu schwächen oder zu vermindern. Im Gegenteil: China ist trotz all dieser Übel zweifellos ein aufsteigendes Volk, das sich anschickt, die jahrhundertelang brach gelegenen Kräfte machtvoll zu entfalten und in der Menschheit eine führende Rolle zu übernehmen.

Und doch hat dieser Siegfried des Ostens eine verwundbare Stelle, die ihn dem Siechtum ausliefern wird, falls nicht das christliche Gewissen einiger europäischer Mächte sich stärker erweist als die Sehnsucht nach Erwerb und Geld. Diese Wunde am Körper des Riesen China, die heute schon stark blutet, heißt Opium. Wir wollen unsere Bruderpflicht England gegenüber nicht versäumen und immer wieder in Wort und Schrift darauf hinweisen, welche Schuld das christliche England dadurch auf sich geladen hat, daß es sich dazu hergab, ein heidnisches Kulturvolk nicht nur mit Opium zu beliefern, sondern dieses mit Kanonen zur Annahme zu zwingen. Und wir Deutschen haben um so mehr das Recht, England gegenüber die warnende Stimme zu erheben, als wir an dem Opiumhandel in China durchaus unbeteiligt sind und waren. England (und Holland) könnte wenigstens noch einen Teil seiner Schuld gutmachen, wenn es alle Einfuhr nach China unterlassen würde und wenn es seine moralische und politische Macht dafür einsetzte, daß auch in China selbst der Anbau von Opium strengstens verboten würde. Freilich wäre nur eine eiserne Konsequenz von Segen. Die periodische Aufhebung des Verbots ist nichts als eine Vivisektion des Chinesen und nicht weniger verwerflich als die Folter des Mittelalters. Denn durch die zeitweilige Milde stößt man den Opiumraucher aufs neue in seine Leidenschaft zurück und führt ihn bei einem Neuverbot einem neuen Kampf auf Leben und Tod entgegen. Die Zusammenarbeit der Mächte mit der chinesischen Regierung dürfte beim besseren Teil des Volkes der größten Dankbarkeit gewiß sein, denn der Opiumraucher steht unter einem viel stärkeren Zwang als der frühere Sklave Amerikas. Ein Opiumverbot kommt an sittlichem Wert dem Gesetz der Aufhebung der Sklaverei in Amerika gleich.

Der Generalsekretär der internationalen Antiopiumgesellschaft W. H. Aspland ermöglicht es uns, einen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse zu tun. Nach seinem Bericht im China Mission Year Book 1924 beträgt die schätzungsweise Erzeugung des Opiums im Jahr 1923 nicht weniger als 10 000 Tonnen, und die Ernte des Jahres 1924 wurde noch höher veranschlagt.

Die Regierung selbst verbietet den Anbau des Mohnes nicht nur nicht, sondern nötigt die Bevölkerung mancherorten dazu. Das Motiv dieser Handlungsweise ist der nackte Egoismus. Sowohl die Zivil- als auch die Militärregierung haben selbst Monopole in etwa acht Provinzen errichtet. Die Einnahmen aus der Opiumsteuer sind ungeheuer groß und weitverzweigt, als da sind Opiumfeldsteuer, Ausfuhrtaxen, Verkaufskonzessionen, Erlaubnisscheine, Opiumhöhlenkonzession, Steuer für Benutzung der Privatopiumpfeife in der Opiumhöhle, härteste Bestrafung jeder Umgehung der vorgeschriebenen Verordnungen und so fort. Das Anbauland wird 30—40 Mal so hoch besteuert als vor fünf Jahren. Überdies wird diese Steuer zwangsweise schon für die kommenden zwei oder drei Jahre vorauserhoben. Wer sich widersetzt, wird mit Zwangsenteignung oder Gefängnis bestraft. Während es die Pflicht der Behörden wäre, darauf zu achten, daß das Land mit Hirse, Reis, Erdbohnen, Obst und Gemüse angepflanzt würde, um dem Volk zur Gesundung zu verhelfen, zwingt man die Bauern zum Anbau von Opiumpflanzen und Mohn. In manchen Provinzen ist der Anbau so reichlich, daß die Einfuhr keinen Absatz mehr findet, da Überfluß herrscht.

Welch furchtbares Ausmaß die Opiumerzeugung in einzelnen Provinzen angenommen hat, mögen folgende Tatsachen erhärten:

In der Provinz Yunan trifft man in jeder Straße eine Opiumhöhle. Neun Zehntel aller Bewohner rauchen Opium. Der Opiumverband jener Provinz besitzt ein Betriebskapital von 2 Millionen Goldmark und führt einige hundert Tonnen nach dem Norden aus. In der Provinz Kweichow ist die ganze Einwohnerschaft vom Opium verseucht. Unter militärischem Schutz werden große Sendungen nach Hanyang und Hankow getätigt. Mit dem Erlös beschafft man Waffen und Munition, um Bruderkriege zu führen. Dabei herrscht seit einigen Jahren Hungersnot! Fast so schlimm steht es in Szechwan, denn zwei Drittel des Feldes werden vom Opium beansprucht. Östlich davon liegt Hunan. Mit Ausnahme der christlichen Familien findet man in jedem Hause Opium vor. In der

Stadt Lungshan rauchen selbst Knaben. Ganze Bootflottillen führen dieses Gift aus. Auch hier ist militärischer Schutz zur Stelle. Ein Schulbeispiel, welch riesige Einnahmen das Opium den Regierungen bringt, liefert Anhui. Allein in Fu Yang Hsien mit seinen 18 Distrikten wurden im Jahr 1923 nicht weniger als 563 880 $ an Opiumtaxe eingenommen. Da China ohnedies an Übervölkerung leidet, ist der Opiumbau schlimmer als eine Heuschreckenplage, denn diese entzieht dem Menschen die Nahrung meist nur in einem bestimmten Jahrgang, während das Opium Jahr für Jahr anbaufähigen Boden beansprucht und am Mark der Leute frißt. In der Innenprovinz Kansu sind die Lebensmittelpreise um die Hälfte gestiegen, denn dort ist die Opiumernte so ausgedehnt, daß es an Arbeitskräften fehlt, sie zeitig einzubringen. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als Opiumfelder, während früher Reis, Weizen, Hirse, Bohnen und Kartoffeln das Feld bedeckten. Hupeh beliefert vor allem Ichang und Hankow. Fukien bestraft die Verweigerung des Mohnbaus mit Gefängnis. Selbst die Flotte beteiligt sich an den Gewaltmaßnahmen und dem Gewinn. In fünf Distrikten wollen die Militärbehörden 30 Millionen Goldmark an Opiumabgaben erjagen. Kiangsi hat Distrikte, in denen der Anbau von der Hälfte des Ackerfeldes für Opium reserviert werden muß. Shensi hat einen offenen Opiumhandel. In der Stadt Wei Nan werden in einer Straße zwanzig Opiumhöhlen gezählt. Die Räuberbande des „alten Fremden" in Honan hat drei Monate lang Opium geraubt. Von der Provinz Kwangtung, in der die Baseler, Barmer und Berliner Mission arbeiten, berichtet ein Missionar, daß er in 30 Jahren nie einen so ausgedehnten Opiumanbau gesehen habe wie in den letzten Jahren. Ebenso ungünstig lauten die Berichte aus der Mandschurei, Jehol und Shiyuan.

Wir sehen, ganz China, Ost und West, Süd und Nord, ist der einen großen Leidenschaft, dem Opiumrauchen ergeben. Welch unsagbares Elend hat dieses Übel über das chinesische Volk gebracht! England war der Lehrmeister der heutigen Methode. Durch einen Krieg nötigte es China das Opium auf, durch miltärische Machtmittel zwingen die chinesischen Behörden ihr Volk zum Anbau von Mohn. Das Opium schwächt die Arbeitskraft des Volkes, entzieht den Boden der Anpflanzung von Nahrungsmitteln, entsittlicht die Bevölkerung und macht jeden Versuch einer ernsten Reform zunichte. Dem Einzelnen legt das Opium fast unzerreißbare Fesseln an, nicht selten kostet der plötzliche Bruch mit dem Laster dem Raucher das Leben; das Familienleben wird zerstört, die Gemeinwesen verlottern und die Jugend verkommt.

Der moralische und volkswirtschaftliche Schaden wirkt sich auch an den fremden Mächten aus: Handel und Wandel leiden, die öffentliche Sicherheit wird durch Räuber und Tagediebe zerstört, die Handelsbeziehungen werden im Innern zerschnitten und die Kaufkraft des Chinesen vermindert oder aufgehoben, so daß europäische und amerikanische Firmen ihre Absatzgebiete verlieren. Es liegt darum im Interesse der fremden Mächte selbst, an China wieder gutzumachen, was sie gesündigt, indem sie die chinesische Regierung zur Unterdrückung des Opiums auffordern und ihr bei dieser Unterdrückung behilflich sind. Noch ist es nicht zu spät dazu, das beweist die vorbildliche Haltung des Gouverneurs Yen Hsishan von Shansi, in dessen Provinz überhaupt kein Opium gepflanzt wird. In 105 Hsien (Oberämtern oder Kreisen) existieren 98 Anti-Opium-Gesellschaften; viele Heilstätten sind errichtet, in denen in den letzten Jahren 51 000 Personen geheilt wurden; 18 000 Opiumpfeifen und Lampen wurden vernichtet. Hier ist ein Ansatzpunkt, von dem aus die Gesundung weitergeführt werden kann.

Außerdem findet das gesunde Bürgertum in den christlichen Gemeinden einen wirksamen Bundesgenossen; denn die Christen sind durchweg Gegner des Opiums. Auch im Heer muß die Gesundung vom Christentum ausgehen. Der christliche General Feng darf sich rühmen, daß in seiner Garnison Niemand Opium raucht. Darum wollen wir in den christlichen Ländern die öffentliche Meinung und in China die besten Elemente als Vorspann nehmen und nicht ruhen, bis Chinas Wunde heilt. Dann ist es auch nicht mehr möglich, daß die Gegner des Christentums in China Christentum und Opium in einem Atemzug nennen *).

Tübingen Karl Fritz

Zum psychologischen Verständnis von Religion und Magie

1. Das Diesseits und das Unsinnliche. 2. Die Wendung zum Apriori. 3. Das System der religiösen Beziehungen. 4. Der magische und der religiöse Mensch

1. Das Diesseits und das Unsinnliche

Es reizt einen heute nicht selten, eine Prüfung darüber anzustellen, welche der neuen religiösen und religioiden Bildungen und Schößlinge in Wirklichkeit Religionen sind und so genannt werden dürfen, auch so genannt werden wollen, und bei welchen das nicht der Fall ist. Und weiter möchte man auch wohl, die Unterscheidung fortführend, gern wissen, in welchem Grade solche Bildungen, ob nun religiös oder religioid, vorwiegend moralischen Erwägungen ihr Dasein verdanken, oder ob sie einem psychischen Gefüge entsprungen sind, beziehungsweise noch entspringen, das eher ein magisches oder ein geschäftsmäßiges genannt werden muß. Derartige Untersuchungen sind aber viel umständlicher, als oft angenommen wird. Eine Reihe von grundsätzlichen Vorfragen ist zuvor zu erledigen, die in der Weise, wie es eine solche Untersuchung verlangt, noch nicht abgehandelt worden sind. Die folgende Erörterung geht darauf aus, das eigentümlich Religiöse und das eigentümlich Magische, die beiderseitigen Gebaren, die so leicht und vielfach miteinander verwechselt werden, daß sie auch in der religiösen Praxis nicht immer reinlich auseinander gehalten werden, gegeneinander abzuheben.

Bei vielen in der jüngeren Zeit aufgekommenen oder vorgedrungenen religiösen Gemeinschaften, Konventikeln, Kreisen und Vereinen ist eine seltsame, in den alten konfessionellen Bildungen so nicht beobachtete Haltung zum regelmäßig geordneten Welt- und Berufsleben zu bemerken, derart, daß man geneigt sein kann, den Gegensatz von Diesseitigkeit und Jenseitigkeit, und das heißt entweder die ausgesprochene Diesseitigkeitseinstellung oder die ausgesprochene Jenseitigkeitseinstellung, bei einigen von ihnen als das entscheidende Kennzeichen der religiösen Stimmung und Gemütsart anzusehen, während bei anderen gerade um so aufdringlicher eine absichtliche Vermischung eben dieser beiden Momente, der Diesseitigkeits- und Jenseitigkeitsstimmung, obwaltet. Gar nicht erst aus der Neuen Welt müssen solche Gemeinschaften zu uns herüberkommen, um ein solches Gepräge zu zeigen. Auch unter den autochthon europäischen Erfassungen des Christentums finden wir heute diese Unterscheidung bzw. Vermengung am Werke.

Und wir sehen in dieser verschiedenen praktischen Haltung die verschiedenartige Beantwortung eines bedeutsamen Problems, das uns alle mächtig in Anspruch nimmt. Vielfach und mit Recht wird unter uns Klage geführt über eine empfindliche Lebensferne der Religion, so daß sie innerhalb unseres täglichen Lebens gleichsam

*) Am 24. 8. trat unter Vorsitz eines Engländers die Opiumkommission des Völkerbundes zusammen. Das chinesische Mitglied erschien nicht. Tagesordnung: Berichte über Durchführung der Haager Opiumkonvention, Vorschläge zu neuen Kontrollmaßregeln, Vorarbeiten für Inkraftsetzung der neuen Konvention, die noch nicht von allen beteiligten Staaten ratifiziert ist. Sonst nichts?
D H

keinen Platz zu haben scheine. Das Verlangen nach einer Verdiesseitigung des Christentums wird laut, was in diesem Falle heißen soll, nach einer Betätigung der Religion innerhalb der Grenzen des täglichen Lebens. Sowohl das Religiöse im engeren eigentlichen Sinne wie auch die sittlichen Kräfte des Christentums sind dem Gang des gewöhnlichen Lebens viel zu sehr entrückt, statt dem Ganzen des Lebens und allen seinen einzelnen Wendungen das Gepräge zu verleihen. Vielfach wird die Religion so verstanden, als solle sie nur dazu dienen, daß man sich mit ihrer Hilfe von der Erde befreie. Jesu Predigt von der neuen Gerechtigkeit soll zwar wirklich gelten, aber nicht für diese Menschenwelt, wie sie tatsächlich ist. Was diese anlangt — und das heißt doch: was uns selbst betrifft! — so werden alle möglichen Abstriche gemacht. Ist denn die christliche Religion samt ihrer Sittlichkeit nicht dazu da, das Leben in seiner Ganzheit zu erfassen und zu durchdringen? In der Theorie wird Jeder diese Frage bejahen. Doch wie steht es in der Praxis der verschiedenen Lebensverhältnisse und Lebensstände? Warum ist jene Lebensentfremdung eingetreten, die trotz aller Klagen über sie nicht weichen will?

Hört vielleicht das eigentliche Religiöse auf, wo das wirkliche Leben anfängt? Ist die Einflußnahme auf dieses am Ende gar antireligiös, wohl Magie?

Wir müssen unter Religion verstehen, was sie in Wahrheit ist; kein ästhetisches Empfindeln, denn als solches ist sie nicht imstande, das Schwergewicht des ernsten Lebens zu tragen; keine Überschwänglichkeit des Gefühls, denn die kann nicht von Dauer sein; keine bloß gedankliche oder erkennende Unterstellung der Welt unter ein Unbedingtes. Religion hat uns als eine Angelegenheit von persönlich-tiefem Ernst zu gelten. Es geht in ihr ums Leben, ums ganze Leben, ums Leben in dieser Welt des Allzumenschlichen, in der das Leben einen echten Sinn haben muß als eine Sache, die um jeden Preis mutig und zuversichtlich gewagt werden darf. Deshalb ist Religion das Sinnvoll-Leben für diese Welt in und aus Gott. Sie ist die Paradoxie des Ineinander von Diesseits und Jenseits, von Immanenz und Transzendenz, von Weltlichem und Unweltlichem, von weltfernen und weltnahen Interessen.

Wie kommt der Mensch zur religiösen Einstellung? — Ich meine jetzt nicht, wie es bei uns zur religiösen Einstellung kommt, die wir aus so und so viel geschichtlicher Vergangenheit ein großes Maß von Erziehung, Überlieferung, Gewohnheit und Angewöhnung in uns herumtragen. Sondern ich meine jetzt: beim Menschen, wie er, unbeschwert mit den historischen Ballastsäcken von jahrtausendalter Kultur, noch nicht durch Anlehnung an Urväter-Hausrat von Herkommen und Ansichten beengt, kraft seiner spezifisch menschlichen Veranlagung und seiner durch die mancherlei Funktionen ausgeführten Reaktionen gegen die Umwelt Religion empfindet.

Denn die Frage so stellen, das bedeutet, den Weg zur Klärung des Unterschiedes von Religion und Magie betreten, weil wir dabei zu anthropologisch-ethnologischen Regionen hinaufsteigen, in denen sich trotz aller Dunkelheit jene urtümliche Verbundenheit der beiden hernach so grundverschieden sich besondernden Verhaltungsweisen erkennen läßt, die in der primitiven Psyche wie die Ur-Monere von Magie und Religion zugleich erscheint. Es ist scheinbar in beiden ein Diesseitigkeitsverhältnis ganz ähnlicher Art eingenommen, und beide sind deshalb für den ersten Blick oft nicht voneinander zu trennen und nicht auseinander zu wirren; aber dennoch zeigt gerade das genauere Studium dieser psychischen Lage — und zwar deutlicher als die Beobachtung der entwickelteren Stadien — die Eigenart von Religion und Magie in ihrer Stellungnahme zu Diesseitigkeits- und Jenseitigkeitskräften, zum Sinnlichen und zum Übersinnlichen.

Die ersten Gegenstände, an denen sich des Menschen religiöses Gefühl bekundete, waren, allem Anscheine nach und den von ihm gepflegten Riten zufolge, die Pflanze, das Tier und das Ding (vor allem die jagende Waffe). Diese drei Klassen von Wesenheiten sind ihm gleicherweise „beseelt", das heißt nicht, daß er ihren Vertretern Ich-seelen zuschrieb; denn das, was wir heute Seele nennen, das begrenzte seelische Einzel-Ich, war ihm noch nicht aufgegangen. Sondern er erfaßte, wie eine Wolke von Beispielen veranschaulichen könnte, ein im Wesentlichen gleichartig wogendes fluidales Leb-Seelisches, das er überall dort annahm, wo ein Schauder vor dem Staunenerregenden ihn ergriff. Wie später jedes Erntefest zu einem Sühnefest ward, durch das der Geist (so sagen wir!) des Gewächses, die Kornmutter, die Flachsseele durch stehengelassene Büschel, die letzte Garbe usw. versöhnt wurde, so ward auf noch früherer Stufe eine Art Schauder empfunden auch vor dem vernichteten pflanzlichen Seelischen.

Umständlicher, reichhaltiger und nachdrücklicher wurde diese Art Riten bei der Fleischspeise. Das Tier mußte mit viel mehr Umständlichkeit und namentlich mit weit größerer Gefahr beschafft werden, war auch in der Regel nicht in jener haufenweisen Ansammlung vorhanden noch auch erforderlich wie das pflanzliche Nahrungsmittel. Ob nun der Mensch von vegetarischer Lebensweise zur Fleischkost überging oder von Anfang an sich von gemischter Kost, d. h. fallweise je von dem, was ihm gerade zu Gebote stand, nährte: seinen Fleischgenuß vollzog er auf jeden Fall in dem Glauben, daß er nicht das Fleisch um des Fleisches willen esse, sondern daß es die große Kraft des Tieres sei, die er esse, jene hervorragende Kraft, durch welche das betreffende Tier sich vor anderen und besonders vor dem Menschen selbst auszeichnete. Denn sie war es, vor deren Erscheinung im Leben des Tieres der Mensch den eigentümlichen Schauder wie vor etwas Überragendem und Rätselhaft-Geheimnisvollem empfand.

So aß der Mensch im Tier einen „Gott", und ähnlich war ihm in der Pflanze seiner Nahrung göttliches Sein. Indessen auch anderes Pflanzliches und Tierisches, das nie zur Nahrung diente, ist ihm göttlich erschienen. Nicht minder aber gewahrte und gewahrt der primitive Mensch an oder in solchen Dingen, die ihm bei der Erwerbung der Speise, der Erlegung der Tiere, auch derjenigen, die er nie zu verzehren gedachte, sondern deren er sich auf der Jagd nur als seiner schrecklichen Gegner entledigen wollte, eine überlegene Macht, durch die die verwendeten Geräte „göttlich" sind, d. h. Behälter einer höheren unsinnlichen Kraft.

Herkömmlich spricht man wohl von Phytomorphismus, Theriomorphismus und Chrematomorphismus als den wichtigen Erscheinungsformen primitiver Religion. Das darf freilich nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob der Mensch Pflanzen, Tiere und gewisse Dinge für Gottheiten erachte, sondern wenigstens zunächst, vor einigen Umbildungen, muß es in dem Sinn verstanden werden, daß der Mensch in oder auch an diesen Objekten gottartige Kraft vorhanden glaubt. Das ist aber immer noch eine bloße Behauptung ohne Erklärung. Wir geben mit ihr einem Tatbestand religiösen Verhaltens Ausdruck.

2. Die Wendung zum Apriori

Die Frage jedoch, wie der Mensch zu der Ansetzung der göttlichen Kraft in jenen drei Objektklassen gekommen sei, steht noch offen. Um ein biologisches Bild zu gebrauchen, ist mit jener Behauptung eine Reihe von Religionszellen aufgezeigt, einfachste religiöse Lebformen, aber noch nicht die Ursache für die Entstehung und Bildung dieser Zellen. Die Primitivzelle der Religion, die Monere möchten wir sehen. Sicherlich liegt ihre Brutstätte tiefer als jene aus der Lebenspraxis sich ergebenden Antriebe zur Sicherstellung der leiblichen Existenz, die an der Ober-

fläche des anthropologischen und ethnologischen Materials sitzen. Der Mensch, welcher in seinem Instrument, das ihm Überlegenheit gibt, und im Baum oder in der Staude mit dem Mysteriösen des pflanzlichen Lebens und im Tier mit all dem unergründlichen Geheimnis und der mannigfaltigen Bevorzugtheit des Tierischen vor dem Menschlichen eine übersinnliche Kraft und ein Göttliches feststellt, erlebt ein Etwas als ein Unsinnlich-Göttliches, das vollständig über den sinnlichen Eindruck und über den vielleicht gut getroffenen rationalen Sinn hinaus geht.

Das heißt, die religiöse Anschauung wird durch eine besondere Einstellung zu den Gegebenheiten der Umwelt ermöglicht, die ihrerseits nicht wieder erst aus der äußeren Welt entnommen wird, die nicht aposteriorisch, sondern apriorisch ist. — Es nützt uns hier gar nichts zu sagen, das Apriori sei nicht wissenschaftlich feststellbar und analysierbar. Wir befinden uns vor dem Tatbestande, daß die religiöse Psyche mit diesem Apriori der Anschauung vom Unsinnlich-Göttlichen arbeitet, und daß die religiöse Vorstellung mit diesem selben Apriori rechnet, und daß auf andere Weise religiöse Auffassung nicht zustande kommt; als wirklich religiöse auch dort nicht, wo sie ihren Anlaß in Überlieferung und Erziehung findet. Die religiöse Funktion unserer Psyche ist so beschaffen, daß sie das aus der Erfahrung Abstrahierte als solches nicht will. Sie ist in ihrem Wesen dem Rationalen abgeneigt, und sie produziert die religiöse Anschauung, quia absurdum *).

Machen wir uns den Vorgang psychologisch klar!

Mit irgendeiner sehr auffallenden Erscheinung, mit einem staunenerregenden Ereignis wird der Gedanke einer übersinnlichen Kraft verbunden, die wirksam war. Mit irgendeiner grauenvollen Örtlichkeit wird die Idee des Unsinnlichen verknüpft, welches dort anwesend sei. Das Eigentümliche dieser religiösen Vorstellungsbildung besteht darin, daß das betreffende Ereignis oder der betreffende Gegenstand nicht in seiner einfachen Gegebenheit erfaßt wird, sondern mittels einer andersartigen Einstellung. Dieselbe gewahrt über das Gewöhnliche des Ereignisses hinweg ganz vorwiegend dessen Seltsamkeit, und die überstarke Betonung der letzteren läßt es nicht mehr zu, daß das Ereignis in die Klasse der gleichartigen gewöhnlichen Geschehnisse eingereiht wird. Es erfolgt mithin keine Apperzeption desselben.

Nehmen wir an, daß der Mensch zahlreiche ähnliche Beobachtungen des Absonderlichen und Erstaunlichen macht und eine gewisse Anzahl von Analogien dieser Art zusammengetragen hat: dann läßt sich auch mit dem sinnraubenden Ereignis die Apperzeption vornehmen; ein jeder neuer derartiger Vorgang wird selbstverständlich ohne Bedenken in seine Gattung eingefügt. Solange das aber nicht der Fall war, vor allem also bei einem angenommenen erstmaligen Falle solcher Beobachtung, entfällt die Apperzeption. Der schon zu Beginn der Wahrnehmung sich einstellende Affekt des Staunens oder der Betroffenheit oder des Überwältigtseins läßt für sie keinen Raum, und dieser Mangel an Apperzeption bedingt eben die Isolierung des Ereignisses und den Schritt zur Bildung einer besonderen Klasse von Vorfällen und Gegenständen. Allein der durch die Verdrängung der Apperzeption geschaffene leere Raum heischt eine Auffüllung. So wird ein Ersatz für die ausgefallene Apperzeption durch eine einfache Assoziation gebildet, die mit Hilfe einer Phantasietendenz ausgeführt und dadurch zur Vorstellung gestaltet wird.

Die Phantasietendenz gibt positiv den Ausschlag, in welcher Richtung die neue Vorstellung gesucht wird. Die Wendung zur Phantasietendenz ist thymogen, durch den Affekt bedingt. Die Phantasietendenz selbst ist aber nicht notwendig thymogen oder thymetisch beeinflußt. Woher erhält sie ihre Richtung? Woher den Stoff zur Bildung der spezifisch religiösen Vorstellung?

Hierauf gibt es nur eine Antwort: der Anlaß hierzu liegt weder, wie wir schon sahen, in dem Ereignisse selbst, das wie der Erreger am Anfang des ganzen psychischen Vorganges steht, noch in einem anderen Momente der umgebenden Wirklichkeit, sondern lediglich in der menschlichen Psyche. Und wenn man die Analyse weiter führt, so zeigt sich sogar, daß dieses endo-psychische Moment auch schon bei der Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Sinnenfälligkeit des Ereignisses beteiligt gewesen ist. Denn es ist schon in dem Augenblick wirksam, wo an die Stelle des wirklichen Vollzuges der sinnlichen Wahrnehmung die andersartige Perzeption eintritt, die auf dem Wege einer besonderen Deutung des der Wahrnehmung Dargebotenen ausgeführt wird. Die Wendung zur spezifisch religiösen Einstellung ist, um einen Ausdruck Heinrich Maiers zu gebrauchen, „vorästhetisch", und eben durch sie ist es bedingt, daß die Wahrnehmung nicht nach den Regeln gewöhnlicher Perzeption zur Vollendung gelangt.

An dieser Stelle ist es vorteilhaft, sich einen Augenblick an Kant zu erinnern. Denn Kant ist es gewesen, der sowohl auf das Apriori wie auf die Intuition, die hier in Rede steht, mit einer Nachdrücklichkeit hingewiesen hat, die man nur zu oft verkannte. Um mit Letzterem zu beginnen, so hat Kant durch seine Einführung des Homo noumenon, des intelligiblen Charakters des Menschen und der intelligiblen Welt mehr getan als einen unzureichenden Versuch einer Ehrenrettung menschlicher Freiheit zu unternehmen. Er hat hiermit vielmehr das grundsätzliche Eingeständnis gemacht, daß es lebenswichtige Fragen gibt, die mit den Mitteln der gewöhnlichen Erkenntnis, mit dem diskursiven Verstande nicht erledigt werden können. Freilich ist das intelligible Wesen des Menschen mit der intelligiblen Freiheit, mit der ganzen intelligiblen Einstellung zur Welt gegenüber der Arbeit des diskursiven Verstandes bei Kant nichts als eine reine Behauptung. Denn Kant hat es sorgsam vermieden, zur Rechtfertigung dieser Wirklichkeitsbetrachtung irgend etwas beizubringen, solange er nicht den Weg der Metaphysik entdeckt hatte. Folglich ist er dieses Stück seines Kritizismus auszuführen schuldig geblieben. Indessen er hat es unverholen und unmißverständlich ausgesprochen, daß ein Stück Wirklichkeit vorhanden ist, welches nicht Inhalt des Verstandes und des von ihm bedingten Bewußtseins werden kann, sondern Inhalt eines intuitiven Erkennens, einer Schau und des ihr zugesellten Bewußtseins. Dieses Stück der Weltwirklichkeit ist daher durchaus nicht aposteriorisch festzustellen, sondern apriorisch zu erheben.

Das sind die zwei seelischen Einstellungen, vermöge deren der Mensch in zwei Welten lebt, in der aposteriorischen und der apriorischen, oder, wie Kant sie nennt, in der phänomenalen Welt der sinnlichen Erscheinung und des sinnlichen Kausalzusammenhangs und in der intelligiblen Welt, welche der sinnlichen Erscheinung entzogen und dem sinnenfälligen Kausalzusammenhange entnommen ist. Innerhalb dieser zweiten Welt sind dem Menschen Erkenntnisse und Kraftquellen zugänglich, welche in der aposteriorischen vielleicht gar keinerlei Bestätigung finden und die dennoch, allen rationalen Anforderungen zum Trotz, für ihn Wirklichkeit bedeuten oder wenigstens Wirklichkeit ausdrücken und symbolisieren.

Nimmer ist daher dieses Apriori jener detaillierten verstandesmäßigen Erfassung oder Beschreibung auch nur im Nachhinein fähig, wie es die aposteriorischen Gegebenheiten sind. Dem Apriorischen fehlt das Sinnenfällige, die Exaktheit. Es ist selbstverständlich, daß man ihm mit rationalen Kategorien gar nicht beikommen kann. Unsere an der empirischen Wirklichkeit und im Einvernehmen mit ihrer verstandesmäßigen Erfassung gebildete Sprache ist für seine Darstellung unzureichend. Die sprachlichen

*) Weil es unvernünftig ist. D H

Ausdrücke für seine Beschreibung sind noch nicht gefunden. Daher auch nicht die sprachlichen Mittel, durch welche es etwa übertragen oder als objektiv gültig erwiesen werden könnte. Dieser Umstand hindert jedoch keineswegs die Hervorhebung der Realität der apriorischen Welt, in der der Mensch kraft seiner religiösen Einstellung lebt. Es ist für Religionsphilosophie und Religionspsychologie gar nicht schwer darzutun, daß solches Apriori nicht, wie der durch Materialismus erkaltete Sinn meint oder wünscht, aus ins Unterbewußte hinabgesunkenen Erfahrungen komprimiert ist, gleichsam eine aufgespeicherte Masse im Reservoir der Gewohnheit und Menge. Denn wo der Mensch mit diesem Apriori arbeitet und wo seine darauf gestützte Intuition mit ihrer unbeirrten Sicherheit hervortritt, da greift er zuversichtlich über alle Erfahrung und Gewohnheitsmäßigkeit hinaus nach dem aller Sinnenfälligkeit überlegenen Absoluten, das der empirischen Wirklichkeit erst ihren Sinn gibt.

Hier im religiösen Prozeß ist jene selbstverständliche Einfachheit des Durchschauens der Verhältnisse geschäftig, die an intuitiven Naturen den Naturen seelenlosen Denkens immer rätselhaft bleiben, ja mehr als das, sogar bedenklich erscheinen muß. Deshalb ist dem unseelischen Denken die Religion etwas Unbegreifliches. Es wittert alles Mögliche an Nebengedanken und versteckten Absichten hinter der naiven religiösen Haltung und nimmt einzelne Beispiele, wo tatsächlich Religion zum Deckmantel der Unmoral dient, für den religiösen Typus als solchen. Denn die seelenlosen Verstandesnaturen gelangen bei aller Anstrengung ihrer allein auf die empirische Wirklichkeit gerichteten Klugheit und Skepsis nie zum Erfassen eben des seelischen Punktes, von dem aus die Wirklichkeitseinstellung des religiösen Menschen bestimmt wird.

Diese letztere Betrachtung mußte angestellt werden, damit nun ersichtlich sei, weshalb der Mensch die Wendung zur Religion vornimmt, weshalb er die aposteriorische Wirklichkeitserfassung verläßt und auf die Fläche der religiös-apriorischen tritt. Er tut es, *weil er Bürger auch der apriorischen Wirklichkeitswelt ist*. Der Mensch vollzieht die Wendung zur Religion deshalb, weil sie ihm die *Bejahung eines Teiles seines eigenen Wesens* bedeutet, die ihm auf andere Weise nicht möglich erscheint. Er bejaht in der Religion sein eigen apriorisches Wesen. Hier findet sein aposteriorisches Wesen die notwendige Ergänzung und dadurch die wünschenswerte Abrundung und Vollendung.

Wien Karl Beth

Religiöser Sozialismus und Kirche

Auseinandersetzung mit Mennicke*)

1. Mennickes Vortrag: „Kirche" ist heute unmöglich. 2. Mein „Ja" zu Mennickes Gedanken. 3. Und doch „Kirche"! 4. „Kirche" trotz Kirche und Proletariat. 5. Die Aufgabe „Kirche" und der Kirche

1. Mennickes Kritik an der Kirche

„Die Not der religiösen Verkündigung in der Gegenwart" — unter diesem Titel hat Carl Mennicke seinen Vortrag von der Internationalen Konferenz religiöser Sozialisten in Barchem veröffentlicht. (Blätter für religiösen Sozialismus, Nov./Dez. 1924.) Ich habe versprochen, mich mit ihm hier auseinanderzusetzen und dabei meine Stellung zur Kirche darzulegen.

Ich tue es auch deshalb, weil mir scheint, daß die Kirche um ihrer Existenz willen das hören müßte, was ihr hier mit erschütternder Wucht gesagt ist.

Allerdings: Wie viele Menschen, die im Kreise der Kirche stehen, können diese Worte überhaupt hören? Ihnen fehlt ja vor allem die Möglichkeit, zu jener Grundanschauung zu kommen, von der alles ausgeht:

Vergegenwärtigung des Ewigen, Gewißwerden des Ewigen, Bindung durch das Ewige, wie wir es nennen wollen, kann dem Menschen nur aus dem werden, was zugleich tragende Grundlage, zwingende Gestaltung seines Daseins, seiner Zusammengehörigkeit mit Andern ist.

Marxistisches ist darin und Überwindung des Marxismus. Marxistisches in der harten, wahrhaftigen Einstellung auf die Tatsächlichkeit des Menschengetriebes. Hier in dieser Tatsächlichkeit ist das, was dem Menschen notwendig, wirklich, wahr ist. Wenn es hier nicht ist, so ist es eben Ideologie, die außerhalb der Wirklichkeit — also leer ist. Wir wissen, wie nun von dieser Anschauung aus Religion als Ideologie — und damit überwundene Sache abgetan wird.

Carl Mennicke sieht tiefer. Er weiß, daß die Tatsächlichkeit unsers wirklichen Lebens nicht wäre, wenn da nicht Notwendigkeiten, Bindungen wären, die uns zusammenhalten, weil sie uns allen notwendig sind. So notwendig sind sie uns, daß selbst da, wo wir aus individuellem Triebe ausbrechen, sie uns zwingen und wir in Schuld stehen — vor uns selbst. Die Tatsache dieses Notwendigen, der Verantwortung, die es auf uns legt, herausheben, ihm einen Namen, ihm eine Alle packende und bindende Darstellung geben, die Ehrfurcht, die es fordert, lebendig wirksam darstellen, wachlocken, in dem allem die Gemeinschaft, in der die letzte, unbedingt notwendige Zusammengehörigkeit empfunden und erlebt wird, das ist *Kirche*.

Das aber haben wir tatsächlich nicht mehr.

Wir haben es deshalb nicht mehr, weil alle Formen — alle Formen, in denen uns Vergegenwärtigung des Ewigen kirchlich dargeboten wird, geschaffen sind aus dem Geiste einer Zusammenbindung der Menschen, die nicht mehr ist, aus dem Geiste der feudalen, patriarchalischen Welt. Zwingend zeigt das Mennicke auf bis in die entscheidenden Darbietungen der Kirche, z. B. Luthers Katechismus, hinein. Mit den stärksten Mitteln des Gemütslebens, mit allem Zauber religiöser Weihe wird immer wieder im Menschen Lebensempfinden, Lebensbindung, Form der Zusammengehörigkeit, der Unter- und Überordnung lebendig gemacht, die in seinem Leben nicht ist, nicht sein kann, nicht sein *darf*. Kein Wunder, daß alle Stände, die völlig deutlich und eindeutig von den Gestaltungen unserer heutigen Zeit beherrscht sind, das einfach als Lüge ablehnen.

Umgekehrt: Nur die Stände können überhaupt mit der Kirche noch etwas anfangen, die irgendwie wenigstens die Einbildung noch festhalten können, daß die Bindungen jener verflossenen Welt noch heilige, ewige Bindungen sind: die Kreise des Adels, hohen Beamtentums, der Bauern und Kleinbürger. Indem nun die Kirche soziologisch auf diese Kreise und ihr Lebensempfinden — oder vielleicht das, was diese als ihr Lebensempfinden gegen die Tatsächlichkeit auch ihres Lebens festhalten wollen — eingeengt wird, erscheint sie den andern Ständen als Verbündete der Reaktion und wird um so bitterer ge-

*) Etwa im Februar dieses Jahres ist dieser Aufsatz geschrieben. Inzwischen ist vieles geschehen. Es ist die Kundgebung des Deutschen Kirchenausschusses zur Wohnungsnot erschienen, und manches Andere zeigt, daß die deutschen Kirchen ein ernsthaftes Gefühl ihrer sozialen Verpflichtungen pflegen wollen. — Wer diesen Aufsatz liest, wird wissen, daß mir dies alles nur Anfänge sein können, Anfänge, die hoffentlich dahin führen, daß die Kirche ihre und unsers Volkes ganze ungeheure Not erkennt und sie als Gesamtnot faßt, der nicht durch Einzelnes gesteuert werden kann.

Worte, wie die Kundgebung der Stockholmer Konferenz — wenn die Fassung recht hat, die die Frankfurter Zeitung brachte — sie spricht, wecken große Hoffnung. (Wie aber kommen die beiden Fassungen derselben Botschaft zustande?)

Man denke auch an den „Fall Fuchs", wenn man diesen Aufsatz liest. Ich kann heute noch nicht dazu reden. Wer diesen Aufsatz versteht, wird mein Auftreten besser verstehn, als es verstanden worden ist. Es ist ein Stück des Kampfes um die „Kirche", der ohne Härten und Rücksichtslosigkeiten und ohne jene Vorstöße, die den schwindeln machen, der den Grund nicht sieht, auf den man tritt, nicht zu führen ist. Wer sich das alles so einfach, still und leicht denkt, sieht die Not nicht, in der wir stehen. — Wer die Not sieht, wundert sich, was andere Menschen neben ihr noch tragisch nehmen können. E F

haßt. Das schließt sie völlig hoffnungslos in jenem Lager ab.

Was ist aber drüben, wo die Kirche nicht ist? — Nichts. Eben das Zerbrechen der alten Bindungen ohne Neuwerden von Bindung ist das Furchtbare. Die Menschen haben nichts mehr, tatsächlich nichts mehr, was ihnen notwendige Bindung wäre, Bindung, die irgend etwas Ewiges an sich trüge, dem man sich als einem Unbedingten beugen müßte. Deshalb ist die Zeit zerrissen, ohne Gemeinschaft, weil das fehlt, was jeder Gemeinschaft Grundlage ist. Damit ist gesagt, daß es hier nichts gibt, was irgendwie als Vergegenwärtigung des Ewigen empfunden werden könnte. Nichts, woraus wir heute eine Vergegenwärtigung, eine Botschaft ewiger Werte schaffen und formen könnten. Das alles muß erst in der Wirklichkeit des Lebens wieder erscheinen, da sein, dann kann dazu die bewußte Darstellung in religiöser Vergegenwärtigung werden.

Was können also wir, die wir das Sein und die Notwendigkeit von Bindung, also Verantwortung in uns tragen, dabei tun?

Was haben wir denn zu tun? Mennicke versucht das Grundverhältnis des Religiösen auszusprechen:

> Vergegenwärtigung des Ewigen, das uns mit unserer absoluten Verantwortung für den Bestand des Lebens unsere hoffnungslose Unzulänglichkeit offenbart und uns darin doch nicht vernichtet, sondern uns erst zu wahrhaftem demütigem, illusions- und doch nicht hoffnungslosem Leben befreit.

Diese Vergegenwärtigung soll sein in einer Zeit, die an ein Unbedingtes nicht mehr glaubt. Ja, darüber müssen wir uns klar werden, eine adäquate Manifestation des Ewigen ist vorüber. Jedem solchen Anspruch wird unsere Zeit immer mit unbedingtem Mißtrauen gegenüberstehen. Da wir aber eine Form der Verkündigung nicht haben, die das Odium der Adäquatheit und Direktheit nicht trägt, so haben wir eben keine Verkündigung, kein Kerygma. „Es ist meine tiefe Überzeugung, daß nur dann, wenn wir uns das mit absoluter Aufrichtigkeit eingestehen, uns ein neues geschenkt werden kann" sagt Mennicke.

Was können wir also tun? Uns hineinstellen in das neue Gemeindewerden, das sich im Proletariat vollzieht, mit steigender Macht vollzieht. Gemeinden steigen herauf, die ganz das Wesen von Gemeindebildungen in sich tragen, in Naturfreunden, Kinderfreunden, Sozialistischer Arbeiterjugend, Jungsozialisten usw., obwohl sie alle selbstverständlich ausschließlich profanen Charakter tragen. Von Fühlung mit der Kirche ist auch im geringsten Sinne hier nicht mehr die Rede, eine religiöse Vergegenwärtigung im kirchlichen Sinne kommt überhaupt nicht mehr in Frage: und doch bei geflissentlichem Betonen des profanen Charakters durchaus jenes, was auch Wesen christlicher Gemeindebildung ist. — Hier muß sich das Ringen um die religiöse Vergegenwärtigung aus der vorbehaltlosen Gemeinschaft vollziehen, hier müssen wir mitleben und mitringen, wo der sozialistische Wille um seine wirtschaftliche und kulturelle Ausprägung ringt. Wir müssen in all den Nöten, Kämpfen, Schicksalen stehen, die solch ein Ringen mit sich bringt, die um so größer sind, als ja die Einsicht über die schmerzvollen Grenzen der menschlichen Möglichkeiten nicht da ist. Hier gilt es im kleinen Kreis sich zu besondern, der doch zugleich weiß, daß er nur Glied und Weg, nicht Selbstzweck ist, hier das ahnende Wissen um die Angewiesenheit alles menschlichen Strebens auf die Kräfte des Ursprungs und der Schöpfung unausgesprochen auszustrahlen durch ein versöhnliches Verstehen, dem anzuspüren ist, daß es aus dem Bewußtsein der eigenen Grenze kommt und dabei doch nicht Mattheit und Verzagen ist.

Wer hier wirklich erfährt, was sich vollzieht, kann hoffen lernen, daß er an der neuen Weise der Vergegenwärtigung des Ewigen Anteil gewinnen wird.

2. Meine Stellung

„Während unserer ganzen Tagung fühlte ich, wie in der Seele unserer Arbeiter die Frage nach Gott brannte: eine Antwort haben sie nicht erhalten!" sagte mir einer unserer aus der kirchlichen Haltung kommenden Freunde bitter beim Abschied von Tiefenort.

Ja, wenn es irgend ein Wort gäbe, die Frage zu beantworten, die in der Seele der Arbeitermassen allerdings brennt, wie gern wollte man es sagen. Aber eben dies Wort, diese Antwort gibt es nicht. Sie kann nur liegen in vielen opferbereiten, entsagungsreichen, demütigen Leben, in Menschen, die still aus ihrer Lebensgemeinschaft heraustreten, freiwillig opfern, was sie von festgefaßtem Leben noch haben, und nun mit den Massen ihre ganze geistige Not, Zerrissenheit und das keimhafte neue Leben leben, das dort ist — Mennickes Antwort, von der aus man ganz genau weiß, daß für den religiösen Sozialismus nicht das in Betracht kommen kann, daß er den Menschen aus der Massenbewegung heraus zu irgendeiner religiösen Formulierung, die gerade noch möglich ist, oder in irgendeine individuelle religiöse Innerlichkeit hinein sammeln will. Der religiöse Sozialismus muß Menschen in die ganze Wucht und Not der Masse hineinzwingen, falls solche zu ihm kommen, die noch nicht drin stehen. Nur im ganzen Zusammenringen kann das werden, was diesen Massen wieder Bindung wird und aus der notwendigen Bindung heraus die Vergegenwärtigung des Ewigen. Trotzdem wird Mennicke die Haltung dieses Freundes eher verstehen als die meine. Ihm scheint es möglich, daß die in der Kirche und von der Kirche aus Arbeiter sammeln, die den ganzen Bruch noch nicht deutlich genug sehen, die deshalb den Zugang zu den Kreisen suchen, die noch nicht völlig in die Massenbewegung eingearbeitet sind. Hier sind ihm Möglichkeiten. In der Kirche stehen, von der Kirche aus arbeiten und den Kampf aufnehmen um die religiöse Haltung der Arbeiterbewegung als solcher, scheint ihm eine Art Hybris, die sich sehr rächen muß.

So stand ich in unserer Tagung in Tiefenort und stehe ich heute im Kreise der religiösen Sozialisten zwischen diesem Vorwurf Mennickes, der Arbeit in meinem Sinn von der Kirche aus für unmöglich erklärt, und den Freunden, die meiner Haltung mit der Verständnislosigkeit gegenüberstehen, wie sie in den Angriffen von Siegfried auf mich ihren Ausdruck fand. — Mit Absicht hatte ich Mennicke zu ihnen sprechen lassen. Sie hatten nicht die ganze Wucht seiner Ausführungen verstanden. So verstanden und verstehen sie nicht meine Stellung zur Frage der Kirche, meine Ablehnung ihres Hereintragens kirchlich-theologischer, individueller Darstellung des Religiösen in unsern Kreis. Nicht als ob ich das für mich persönlich ablehnen wollte. Wer Theologe ist, soll Theologe sein. Aber wo wir religiöse Sozialisten sind, müssen wir etwas Anderes sein können als Theologen. Hier müssen wir Menschen sein, die Etwas tun, woran die Masse ein Anderes erlebt, als sie in der heutigen Kirche und in der heutigen sozialistischen Bewegung erlebt.

Die Frage ist dann zwischen mir und Mennicke, ob es diese Haltung nur geben kann, indem wir uns außerhalb der Kirche stellen, oder ob die Stellungnahme in der Kirche, aus der Kirche her dabei eine besondere Bedeutung haben kann — ja muß.

3. Die Fragestellung „Kirche" für den Sozialismus

Steht es wirklich so, daß die Frage der Vergegenwärtigung des Ewigen im Sozialismus sich nur im Unbewußten vorbereitet? Steht es nicht so, daß sie in — allerdings kleinen — Kreisen, aber überall aufsteigt? Steht es nicht so, daß nun in diesen kleinen Kreisen die Auseinandersetzung um diese Frage ganz und gar mit den Mitteln

individualistischer, intellektualistischer Gedankenbildung, ja oft romantischer Bürgerlichkeit geführt wird?

Damit ging der religiöse Sozialismus in eine Geistigkeit hinein, die für die Massen einfach unmöglich ist. Es wird schon wieder hier das unbewußte Arbeiten der Massen, dort das Formulieren und Bewußtwerden in einer neuen theologischen Ferne vom einfachen Menschen: das alte deutsche Schicksal in neuer Auflage. — Ich sehe keinen Weg, das zu ändern, wenn man nicht dadurch am Bewußtwerden des in der Masse Aufsteigenden schafft, daß man die Auseinandersetzung da aufnimmt, wo sie für das Leben der Masse liegt, in der praktischen und tatsächlichen Erscheinung der religiösen Volksgemeinschaft.

Negation der Kirche aus tiefster religiöser Einstellung — oder Forderungen an die Kirche und die Neugestaltung ihres Daseins von daher. Das sind die Dinge, an denen die Masse zum Bewußtsein ihrer selbst kommen kann. Das Freidenkertum fühlt dies ganz richtig. Nur fehlt ihm jegliche Position für seine Kritik. Deshalb wird so nichts wachgeschlagen.

Es ist nicht Willkür, was ich hier sage: Thüringen hat seine eigene Geschichte in den letzten Jahren. Ich trat in die Sozialdemokratie ein, als Niemand an einen plötzlichen Aufstieg dachte. Ein scharfer politischer Konflikt führte zur Auflösung des Landtags, zur sozialistischen Regierungsbildung — und ich war in der Lage, als neues Mitglied gegen eine Reihe von Regierungsmaßnahmen unserer Partei Protest zu erheben. Es kam die Weiterentwicklung bis zur Neuwahl und Niederlage, die nicht nur Führenden, sondern der Masse selbst klar machte, daß die Frage von Kirche und Religion eine der wesentlichen des Sozialismus sei, und daß hier irgendwie eine nicht nur äußerlich verkehrte Einstellung vorliege. Ich war der, von dem man Antwort verlangte, und so erhebt sich unsere thüringische religiös-sozialistische Bewegung ganz deutlich als eine, in der die Frage um die Religion zugleich eine Frage um die Kirche ist.

Mir scheint das gesund. Denn es stellt die Frage so, wie sie im Wesen des einfachen Tatsachenmenschen verarbeitet werden kann. Es stellt auch dem Sozialismus die Frage klar und richtig, ob er im Stande ist, eine neue Gemeinschaft zu schaffen, in der die selbstverständliche Bindung aus der Tiefe da ist, die auch den Zerarbeiteten trägt und ihm Weihe ins Leben gibt: ob er dazu überhaupt den Willen hat und haben kann — oder ob er den Willen haben muß, die Gefahr der alten Bindung und Lebensheiligung dadurch zu überwinden, daß er aus der alten Kirche die Dinge heraufsteigen läßt, die diese selbst an seine Seite drängt — der zeitlich verbogenen Frömmigkeit das uralt-ewige Frommsein entgegensetzt, das immer mit denen ist, die Menschenwürde, Gerechtigkeit, heilige Bindung des Menschen an den Menschen wollen.

4. Die Kirche als Aufgabe und die Aufgabe der Kirche

Mennicke lächelt: Siehst du nicht die hoffnungslose soziologische Verengung der Kirche und damit die hoffnungslose Gegnerschaft der Massen gegen sie? Es ist vergebens, das Zweite zu wollen, und wenn der Sozialismus das Erste bewußt nicht will, so wird er es wollen müssen und eines Tages erleben, daß es aus seinem Schicksal aufsteigt.

Ich gebe durchaus zu, daß die Entwicklung so führen kann, und gebe durchaus zu, daß die Kirche alles tut, wie unter Schicksalszwang dieser Verbürgerlichung alles tun muß, was die Wogen der Zeitbewegung von ihr abdämmt und sie verkümmern läßt. — Ein Mann wie Döhring, der predigen kann, was er vor dem Reichstag sagte — außerhalb aller Tatsachen unsers wirklichen Lebens — das ist der notwendige Vertrauensmann unserer kirchlichen Kreise, weil sie alle außerhalb der Tatsächlichkeit stehen.

Aber indem die Pfarrer, die Kirchenräte, ungeheure Massen der Kirchenbesucher in dieser soziologischen Verengung stehen, bleibt damit tatsächlich die „Kirche“ außerhalb der Unruhe und der gewaltigen Entwicklung, die Zukunft bedeutet? — „Kirche“! das ist doch das Umfaßtsein von gemeinsamer Bindung, von dem, was uns alle innerlich zwingt, erhebt und beugt. Kirche haben wir als das, was weit über unser individuelles Leben hinaus die Lebensgemeinschaft um uns her trägt — oder wir haben sie nicht. Daß unsere „kirchlichen“ Kreise zufrieden sind mit ererbter „religiöser“ Einstellung, die nicht nur dem Leben der Massen, sondern ihrem eigenen Leben über das allerengst Persönliche hinaus gar keine Grundlage mehr sind, gar nicht mehr innerlich binden — das beweist, daß sie „Kirche“ gar nicht mehr sind und haben. Wer das ertragen kann, ja das gar nicht merkt, wie die innere Autorität für Millionen geschwunden ist, schwinden mußte, wer da ruhig in seinen alten Meinungen und Haltungen weiterdöst, der hat doch überhaupt nichts mehr vom Gefühl jener Zusammenhänge, vom Heimweh nach ihnen, das eben doch vor allem „Kirche“ ist. Wir haben individuelle religiöse Stimmungen, Theologie und theologische Kämpfe, sektenhafte Parteibildungen und Parteigeist, auch „kirchlichen“ Chorgeist, aber „Kirche“ ist bei der Kirche nicht da.

Die Folge ist, daß unser Pfarrerstand von jeder Tageswelle der politischen und geistigen Stimmungen unsers Volkes mitgetrieben wird. Tatsächlich gibt es für ihn nicht mehr jene Bindung, die ihm unter allen Umständen ewige Bindung ist, auch wenn die Zeit andere Wege geht. Man sammelt sich Einfluß nicht durch eigene Botschaft, sondern durch Anpassen an das, was „heute“ Geltung hat. Es ist ein geradezu groteskes Schauspiel, diese feinfühlige Anpassungsfähigkeit der „Kirche“ zu erleben. Nur die ewige Botschaft wird nicht getragen und nicht gesucht. Man kennt sie nicht, selbst wo sie in gewaltigen Zeitbewegungen zur Verwirklichung drängt; Frage des Völkerfriedens, Verantwortung für die Andern in der Alkoholfrage, der Wirtschaftsfrage, der politischen Frage — da ist „Kirche“ entweder „neutral“, d. h. gar nicht, oder auf Seite der in den gebildeten Kreisen gerade herrschenden Stimmung. Daß es unbedingte Notwendigkeiten an bestimmten Punkten des Daseins gibt, wagt sie sich weder selbst noch ihren Anhängern klar zu machen. So befördern diese Träger der „Kirche“ das Zersetzen jedes Gefühls für „Kirche“ in den Massen, die noch kirchlich sind.

Nein, weil die Kirche und die Kirchlichen die Aufgabe nicht kennen, um das Heraufsteigen der notwendigen Bindung, die uns trägt, wirklich trägt, wieder zu ringen, sind sie selbst völlig ziel- und haltlos geworden. Wer „Kirche“ will und sucht und die Sehnsucht des Unbedingten in sich trägt, der muß aus dieser Kirche heraus um der Kirche willen genau das versuchen, was Mennicke tut und will. Wer das tut, ist die „Kirche“ gegenüber jenen, die ein äußeres Gefäß erhalten wollen, dessen Inhalt sie zerstören helfen.

Es fragt sich nun, was stärker sein wird, das innere Lebensringen der Kirche um ihr Wesen und ihre Notwendigkeit, ihr Erbe — oder die soziologische Gebundenheit derer, die sich als Vertreter der Kirche zu wissen wagen, ohne ihre ewige Botschaft als das Entscheidende zu sehen.

Indem ich das so fühle, weiß ich, daß ich die Kirche meiner Väter mit ihrem alten gewaltigen Erbe aus den Evangelien und aus Luther im Stiche ließe, wenn ich ihr die Last abnähme, die unsereiner für sie darstellt. Es ist das nicht Hybris, sondern Schicksal für den, der dies sieht und diesen Weg um der Kirche willen, als Ringen um „Kirche“ geführt wurde.

Und — haben wir da nicht eine doppelte Aufgabe?

Einmal rufen wir die „Kirche" zu sich selbst und zu ihrem Erbe aus der soziologischen Gebundenheit heraus. — Ob das möglich ist? — Jedenfalls ist es nötig, daß Viele, Viele geweckt werden und Mitarbeiter werden für das Neue, das sich gestaltet. Mag dann die Form der Kirche nicht zu halten sein. Von denen, die heute noch zur Kirche gehören, werden und müssen Viele mit herüberkommen, damit das Entscheidende werden kann. Das Proletariat allein kann und wird es nicht tun!

Das Zweite aber ist, daß wir uns der soziologischen Verengung des Proletariats entgegenwerfen, die ihm durch seinen Klassenkampf aufgedrängt wird. Seine Größe ist, daß ihm aus seiner Not ein höheres Lebensziel aufdämmert — ein Höheres — für Alle — für die gesamte Gesellschaft — also Etwas, in dem wieder Unbedingtes für Alle empfunden und erlebt wird. Es ist die Gefahr, daß die Massen ihren Beruf für die Gesellschaft vergessen und sich ganz auf die Standesziele einstellen. Unsere Zugehörigkeit zur Kirche bedeutet den unbedingten Willen zu dem, was für Alle ist und nicht für eine Klasse, wenn auch eine Klasse die bewegende Unruhe und der tragende Wille der Neugestaltung sein wird. Als mir einmal in einer Versammlung gehässig vorgehalten wurde, daß ein Mann, der wirklich zum Proletariat stehe, aus der Kirche austreten müsse, antwortete ich: Ich werde schon deshalb nicht austreten, weil ihr mich dazu zwingen wollt! — Die Tatsache der innern Unabhängigkeit und des Hinaustreibens über den Standesgeist hinaus, ist symbolisch, für die Masse greifbar in der Zugehörigkeit zur Kirche: denn das ist es doch, was sie ersehnen und wollen im Tiefsten, etwas, das Gesetz ist auch für den Unternehmer, auch für den Hochgestellten und ganz als dasselbe auch für sie. Oder soll der Sozialismus und sein Geist keine Botschaft für die Obern sein?

Und indem wir ihnen dies Ziel darstellen, ein Anderes: das Erbe! Die Behauptung, daß diese verengte Kirche von sich selbst abgefallen ist, daß sie ein Größeres darstellen müßte, wenn sie wahr gegen sich wäre. Gerade wenn wir ganz und kraftvoll im Sozialismus mitkämpfen für die Zukunftsgestaltung, haben wir die Möglichkeit — mir ist es innere Notwendigkeit — dafür zu zeugen, daß das geschieht aus jenem uralten Erbe heraus, das als Kunde von der ewigen Bestimmung des Menschen durch die Jahrhunderte geht. Indem wir aber so das alte Evangelium gegen die Kirche, die wahre Kirche gegen die soziologisch verengte und von sich selbst abgefallene Kirche hervorholen, gewinnen wir die sichtbaren Gegensätze, an denen einfache Menschen sich orientieren können. Es entsteht eine Auseinandersetzung aus den Tatsachen heraus, nicht eine, die nur im ausgebildeten Intellekt sich vollzieht. — So kann Bewußtwerden religiöser Tiefe in der Masse werden.

Haben wir deshalb eine Botschaft? — Ja und nein!

Nein, denn unsere bewußten Formulierungen sind für die Masse Lüge geworden durch den kirchlichen Mißbrauch.

Ja, denn es gibt tatsächlich keine neue Wahrheit des Religiösen. Es soll ja nur das Unbedingte in neuen Formen und Möglichkeiten erlebt werden. Indem wir unter der Verantwortung stehen, ist die alte ewige Botschaft in uns, die das Menschentum immer wieder über sich erhoben hat. Daß wir deshalb sehr bescheiden, zurückhaltend und demütig nach der neuen Verkörperung mitsuchen und ringen müssen, empfinde ich ganz mit Mennicke.

Aber ich meine, wir müssen — gerade um der Verantwortung willen, den Mut haben, in unserer Position zu stehen, d. h. uns nicht durch intellektuelle Gedankenführung zu einem Andern machen wollen, als was wir sind. So nehme ich auch wieder unbefangen meine Sprache und rede da, wo ich aufgefordert bin, in meiner Sprache zur Arbeiterschaft. Wird es je ihre Sprache werden können? Ich weiß es nicht. Aber jedenfalls dient es mit dazu, sie aus ihren engen Sicherheiten herauszuwerfen und das Ringen zu tragen, in dem die Masse zum Bewußtsein unbedingter Gestaltungsnotwendigkeiten, der Aufgabe für Alle, des Erbes aus dem Tiefsten der Menschheit kommen muß.

5. Meine Forderung an die Kirche

Wer nun denkt: Also arbeiten wir wie bisher in der Kirche und an der Kirche! der hätte mich sehr mißverstanden. Ich sehe die Lage der Kirche und ihr Versagen eher schlimmer als Mennicke. Ich glaube, daß sie in ihrer heutigen Haltung nicht im Stande ist, auch nur den Ständen, die noch zu ihr halten, das Bewußtwerden notwendiger Bindung zu geben, das sie geben soll. So kann sie den Bauernstand durchaus nicht vor der Zersetzung bewahren, die ihn ergriffen hat. Sie kann das Kleinbürgertum nicht bewahren vor einem hoffnungslosen Versinken in eine egoistische Enge, die es und die Schicht unserer Gebildeten zu einer Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Ganzen führt, die grauenhaft ist. Sie macht noch nicht einmal den Versuch unserm Unternehmertum soviel Verantwortung aufzuzwingen, wie sie ein Henry Ford — doch sicher ein rücksichtsloser Vertreter des Kapitalismus — besitzt. Gegenüber der Verlogenheit unsers politischen Lebens ist sie eben „neutral", oder sie schafft „Wahrheit" die außerhalb aller Tatsachen steht und deshalb erst recht Lüge ist. Und in dem allem und hinter dem allem kämpft sie einen klugen Kampf um ihr körperhaftes Dasein, um ihre alten Privilegien, Vermögensbestände, Staatszuschüsse usw. Hat sie das Recht das zu tun, wenn sie ihre eigentliche Aufgabe nicht erfüllt, wenn sie nicht im Entferntesten für Irgendjemand in Deutschland noch „Kirche" ist: Gemeinschaft unbedingter Bindung?

Hier ist das, was ich von der Kirche fordere:

1. Sie soll ganz klar und deutlich sehen, daß ein Neues werden muß, wenn wir zu gesunden und sittlich wahren Verhältnissen kommen wollen. Sie soll wissen, daß sie sich nicht um ihrer Selbsterhaltung willen diesem Werden entgegenstellen darf. Die Kirche muß von sich aus den radikalen Umbau aus der Staatskirche zur Gemeindekirche aufnehmen, aus der Privilegienkirche zur Kirche der dienenden Arbeit, aus der grundbesitzenden Kirche zur armen Kirche der freiwilligen Beiträge. Ich mute ihr noch nicht einmal zu — was ein Prophet ihr zumuten müßte — daß sie das mit einem Schlage tut. Sie soll den Weg sehen und ihn gehen und nicht mit aller Wucht ererbter Autorität sich dem entgegenstemmen, durch das allein ihr an Stelle der sich verbrauchenden Autorität neue werden kann. — Welch eine Erleichterung aber würde der Entwicklung unsers Volkes werden, wenn aus der Kirche nicht mehr die ewige Hemmung, sondern der Wille zum Vorwärtsschreiten käme!

2. Die Kirche soll die Aufgaben der Erneuerung aufs Stärkste erleben und durchdenken. Sie müßte ihre lebendigen Organe und Männer haben, die das Werdende schauen und beobachten. Nehmen wir die Frage der Erziehung. Ist es nicht entsetzlich zu sehen, wie die Kirche für alle ihre Rechte in der Schule kämpft, damit der „christliche" Geist in der Schule erhalten bleibt, wie weithin der Pfarrstand gleichzeitig die Vortruppe der Kämpfer für den Stock in der Schule gegen die neuaufsteigenden Erziehungsgedanken ist? Der Stock gehört nämlich für den Pfarrstand nicht zum militärischen, sondern zum christlichen Geiste. — Ich nenne noch einmal die Bewegung gegen den Alkohol, noch einmal die Frage des innern und äußern Friedens. Daß in diesen Fragen den maßgebenden Kreisen der Kirche, dem Pfarrstand jede wirkliche Kenntnis fehlt, ist einfach erschreckend. Wer für Völkerverständigung eintritt, will für sie Deutschlands Knechtschaft; daß tatsächlich das Umgekehrte der Fall ist,

ist man nicht im Stande auch nur zu ahnen. Man lehnt die Beschäftigung mit diesen Fragen ab. — Und nun die gewaltige Frage des Sozialismus. Auch er ist nicht vorhanden für die Kirche. Die Kundgebung des Kirchentags stellt sich auf Reform innerhalb des Kapitalismus ein. Ebenso Foersters sicher kluges und ernstes Büchlein „Sozialer Kapitalismus". (Vgl. 1924 Nr. 42/43.) Ja, wenn es nur Viele gäbe, die so weit schauen! Aber kennt Foerster den Sozialismus und seine Fragen? Was er Kapitalismus nennt, wird sicher kein Sozialist abschaffen und hindern wollen: die Beherrschung des Lebens und seiner Mittel durch Berechnung, Organisation, Arbeitsteilung. Ebenso sehr wird immer die Initiative der Vorwärtsdrängenden und Gestaltenden nötig sein. Was gebrochen werden muß, ist die Herrschaft der Besitzenden — die auch dann besteht, wenn die Besitzenden so absolut unfähig zur Führung einer Wirtschaft und Volksgemeinschaft sind und so absolut verantwortungslos, wie die heutige besitzende Generation Deutschlands. Wer das noch nicht begriffen hat, lese Ford und vergleiche ihn mit den Unsern.

Und ich fordere von der Kirche, daß sie sich damit beschäftigt und es rücksichtslos ausspricht: Männer, die ein Volk nur dadurch zu retten wissen, daß sie seiner Masse unendliche Verelendung bringen, damit große Vermögen sich sammeln können — solche Männer sind keine wirtschaftlichen und politischen Führer, und es muß der Kampf Aller, die ihr Volk lieben und die Verantwortung kennen, dagegen einsetzen. Eine Kirche, die die Vorgänge von heute ruhig mit ansieht, Wohnungselend an der Spitze, Lohndrückerei, Taylorsystem — nicht, wie Amerika es einführt, in gewissenhafter Weise des Hervorlockens und Steigerns der Kräfte, sondern als ein System gewissenlosesten Raubbaus, mit gleichzeitiger Verlängerung der Arbeitszeit und Drücken des Lohnes und Verschärfen der rohen Behandlung, eine Kirche, die bei dem allen tatenlos zusieht, tut eben ihre Pflicht nicht. Sie muß sich Organe schaffen, die das alles beobachten, und sie muß dazu reden, weisen, mahnen, Gesichtspunkte geben. Kleine und große Dinge, die für die Volksmassen Elend oder Gedeihen bedeuten, muß sie sehen, und sie muß ratend sich an die Behörden, die Maßgebenden, die Öffentlichkeit wenden. Was kann sie da tun — wenn sie Mut und Verantwortung hat! — Aber sie darf allerdings eben nicht nur auf das Reden derer hören, die vorsichtig den Kompromiß um jeden Preis, die Neutralität um jeden Preis und den Gegensatz gegen den gottlosen Sozialismus um jeden Preis in sich tragen.

3. Die Kirche braucht einen Pfarrstand, der die Vorurteile der „gebildeten" Schicht ablegt, die hoffnungslose Verengung dieser Schicht in Verantwortungslosigkeit durchschaut und in engster Fühlung mit dem Volksleben Gemeinschaft mit der Masse findet und in ihr baut. Wir brauchen Pfarrer, die in den freien Gewerkschaften, in der sozialistischen Jugend, unter den Naturfreunden usw. mitarbeiten. Erneuerung, radikale Erneuerung der Erziehung des Pfarrstandes ist nötig. Ich bin der Letzte, der die Theologie für unnötig hält. Aber wenn der Pfarrer nichts weiter ist als ein Theologe, und das noch unzureichend, dann ist er eben nichts. Er muß zu einem Menschen erzogen werden, der mit glühendem Herzen das Leben der Andern miterlebt, sieht und helfend eingreift.

4. Nicht kirchliche Organisationen können uns helfen, in denen die Kirche selbstsüchtig ihre Glieder und Anhänger zu einer Schutztruppe für sich aus dem Leben wegorganisiert und den Andern entgegenorganisiert. Und wenn diese Vereine noch so viel Wohltätigkeit treiben! Es ist immer Kirche neben dem Leben. Wir brauchen Kirche im Leben, d. h. daß Pfarrer und kirchliche Menschen in den Bewegungen arbeiten, in denen das Leben sich vollzieht.

5. Und das alles: weil wir das Bewußtsein einer Notwendigkeit in uns tragen, die sich gestalten soll, einer Brüderlichkeit, die uns Alle binden und unser Aller Leben füreinander fruchtbar machen soll. Daß die ungeheure Verantwortung wieder heraufsteige, die im Evangelium an jeden Menschen herantritt für ihn selbst, für die Andern, für die Gemeinschaft und alles Menschentum, das ist das Eigentliche, alles Sonstige nur Folge. Aber diese Verantwortung darf nicht nur ein tieferes Erleben im Studierzimmer und der Seele sein, sondern sie muß Gestaltung, Tat, Lebensentscheidung, Schicksal sein für uns Alle und jeden Einzelnen. Wem sie das nicht ist, der soll nicht Pfarrer sein.

6. Und damit sage ich, daß es mir vor allem darauf ankommt, daß „Kirche" werde, wo heute keine ist, sondern nur der Anspruch einer sich entleerenden Organisation. Da nützt uns keine Theologie, die irgendwie aus einer noch größern religiösen Persönlichkeit uns Individuelles nacherleben läßt. Es ist sicher gut, wenn uns aus Luther oder Calvin oder einem der Großen das Gewaltige neu aufgezeigt wird. Wir wollen uns aber klar sein, daß auch das größte Erleben von Frömmigkeit so nur Nacherleben und Theologie bleibt. Wir lassen uns gar leicht von der ästhetischen Größe dieser Frömmigkeitsgestaltung der Großen so blenden, daß wir meinen, wir hätten die Wirklichkeit, wenn wir recht groß und erhaben ihnen nachempfinden. Das Kleinste von wirklicher eigener Verantwortung, das Kleinste von wirklich heute vorhandener und dargestellter, geschaffener Bindung aus dem Unbedingten ist mehr Frömmigkeit als jenes. Das sage ich unsern Jungen: Wir brauchen den Mut, einfach, demütig, schlicht zu sein. Nicht die Empfindungen und die Gedanken erlösen, die aus unsern kleinen Seelen Luthers Größe oder gar Gottes Verborgenheit nachmessen. Erlösend ist das, was als das unbegreifliche Wunder in unser Leben tritt, das Ungebundene bindet, das Haltlose fest macht und das Zerrissene in Gemeinschaft fügt. Ein klein wenig Wirklichkeit und Gnade ist mehr als tausend gewaltige Gedanken und Empfindungen über Gnade.

Wir brauchen Pfarrer, Menschen, in denen diese Sehnsucht und Notwendigkeit, alles mit unbedingter Bindung zu fassen, wieder lebt und wirkt und schafft. Sind wir solche, dann werden wir auch die Vergegenwärtigung des Ewigen wieder finden, die allen deutlich ist, zu der wir heute nur uns sehnen und ahnend hinschreiten können und doch im Dunkel und Kampf ungebeugt. Denn es gilt auch uns:

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden!

Diese sollen satt werden — Kirche! — diese — nicht die Behaglichen!

Eisenach Emil Fuchs

Film und Oeffentlichkeit

Die Filmindustrie. Erstes Stück

Diktator Film

Während der Münchener Räteregierung unternahm es ein Idealist, der von den ungesetzlichen Machthabern mit der Verwaltung der Kulturpolitik betraut worden war, einem langgefühlten Schaden dadurch ein Ende zu machen, daß er die Kinos als Mittel sowohl des großen Kapitals als der unbedingten seelischen Schädigung schließen ließ. Er selbst hat mir einmal sehr anregend geschildert, was die Folge war. Die Maßregel kam nicht zur Durchführung, aber der, der sie dekretiert hatte, konnte sich nicht mehr ohne die Gefahr, gerade von Arbeitern, also den eigenen Genossen, schwere körperliche Unannehmlichkeiten zu bekommen, auf die Straße wagen.

Der Film ist, welches auch seine Qualitäten oder Nichtqualitäten sein mögen, in der kurzen Zeit seines Daseins

so sehr zu einem Bedürfnis für die Masse geworden, daß er selbst unter der Voraussetzung einer unbedingten politischen Tyrannis mit Zurückdrängungsmaßnahmen nicht zu erledigen ist. Auch nicht mit indirekten Repressivmaßnahmen durch hohe städtische Lustbarkeitssteuern.

Filmgegner und Filmverteidiger

Gerade dieser Umstand steigert vielleicht noch die Heftigkeit derer, die im Film ein neues und über alle Maßen wirksames Mittel sehen, den Menschen gründlich zu verderben. Scharfe Filmgegner führen heute fast überall dort das Wort, wo es nicht diejenigen führen, die von Berufs wegen Filmfreunde sein müssen, weil ihnen der Film Lebensunterhalt bietet.

Eine andere kleine Kategorie derer, die sich öffentlich mit dem Film beschäftigen, sind Literaten und Ästhetiker. Sie gehen von der Überzeugung aus, daß der Film nicht oder nicht mehr zurückzudrängen ist und daß sich in dieser einfachen Tatsache schon eine gewisse Rechtmäßigkeit des Films ausdrücke. Was sich so vollkommen durchsetze, wie der Film, könne nicht gänzlich sinnlos sein. Der Film verdiene nicht nur wegen der zweifellosen soziologischen Wichtigkeit Beachtung. Er bringe nicht nur in das karge Arbeitsleben vieler Menschen einen Schimmer, wenn schon nicht von Freude, so doch von äußerer Abwechslung; sondern er könne auch innerlich nicht einfach nach der bloß soziologischen Zweckmäßigkeitsseite hin erledigt werden. Der Film müsse schon einen Sinn, eine tiefere Verbundenheit mit unserer Zeit aufweisen.

Diesen Sinn des Films findet nun jeder von diesen literarischen Filmfreunden in seiner eigenen und manchmal sehr possierlichen Weise. Sie suchen das Unrecht, das die grämlichen pädagogischen Bekämpfer des Films ihm zweifellos antun, wieder gut zu machen, indem sie den Film sozusagen als eine, als die zeitgemäßeste Kunstübung behandeln. Sie kommen dabei zu ganz seltsamen Wertungen und Formulierungen, die mindestens zu der einen grundlegenden Tatsache in merkwürdigem Widerspruch stehen, daß das Kino eine populäre, keine esoterische Einrichtung ist. Sie sprechen über Charlie Chaplin in so merkwürdig geheimnisvollen Formeln und Wendungen, daß man fast glauben könnte, es handle sich um Stefan George. Daß Herr „Chaplin die Akrobatik ethisch beziffert", ist eines der Urteile, die noch zu den verständlicheren gehören. Auch bei diesen literarischen Filmfreunden darf man also nicht unbedingt ein sachliches Eingehen auf den Gegenstand erhoffen. Sie sind in ihrer Weise fast genau so voreingenommen, wie die vielen Gegner. Bringen die Letzteren den Umstand nicht aus der Welt, daß nach Goethes Zeugnis ein ganz starker und dauernder äußerer Erfolg nie reiner Schwindel sei, so können die Filmfreunde natürlich nicht leugnen, daß die Masse der Filmproduktion nicht nur ästhetisch unter jeder Kritik ist, sondern Gefahren der Verführung und vor allem der seelischen Versandung aufweist, wie sie die Schundliteratur nicht annähernd bietet.

Das Auge

Denn das Bild spricht ja unmittelbarer. Und so gewohnheitsmäßig wie der junge Mann und das junge Mädchen von heute ins Kino gehen, sind Nick-Carter und Courths-Mahler doch nie gelesen worden. Die Macht, die heute die heranwachsende Generation neben dem Sport am stärksten formt, ist zweifellos der Film. Diese Macht hat mit dem Verbot für Jugend noch zugenommen. Wir wissen ja alle von der Schule und vom Militär her, daß man selbst Erwachsenen, viel mehr Jugendlichen nur etwas gesetzlich zu verbieten braucht, damit sie sofort eine Kühnheit, ein Abenteuer, mindestens einen Sport daraus machen. Allerdings ist es psychologisch falsch, Dauer und Tiefe des einzelnen Filmeindrucks zu überschätzen, und es ist daher die sittliche Entrüstung gegen einzelne Films soziologisch eine Überschätzung. Wenn die Masse durch den Film verführt und seelisch versandet wird, so geschieht das sozusagen durch das Kino an sich, durch die Gewohnheit des Kinobesuches überhaupt. Der Film erspart ja dem Beschauer jede Mitarbeit in Gedanken und Seele. Er spricht einfach durch die Augen unmittelbar zum Gefühl. Und hier ist, das sei den späteren optimistischeren Einzelausführungen gegenüber mit aller Schärfe betont, die eine Grenze, die auch beim besten Film und bei der Vorstellung eines noch so hoch stehenden Stammes von Kinobesuchern peinlich bleibt. Der Film ersetzt selbstständiges Denken und Fühlen, die Aufnahme eines Eindrucks mit Geist und Seele durch die Aufnahme von Eindrücken rein mit dem Auge.

Man darf und soll hier nicht in einer Überschwänglichkeit, die aus Not kommt, von einem Zeitalter der Augenfreude reden. Es ist Zweierlei, ob ich durch Gottes Natur, die ich mit den Augen aufnehme, mich in der Seele treffen lasse; oder ob ich es mit einem Produkt zu tun habe, das nur meine Augen befriedigen will und letzten Endes nur sie befriedigen kann. Dieses führt nämlich unter anderem, noch ganz abgesehen von der Möglichkeit der Verschielung, Verführung und Versandung, ganz einfach zu einem Lahmwerden des Denkens und Fühlens. Wie bequem, wenn ich nur das Auge brauche, anstatt Verstand und Seele! Einige überschwängliche Antirationalisten unter den Kinofreunden haben gerade diesen Zustand als das „Kommen des Augenmenschen" gepriesen. Vielleicht mit Recht; nur daß dieser Mensch, der nur noch aus Auge und Fußballstiefel besteht, schließlich sogar zu unbegabt werden könnte, um auch nur einen Detektivfilm oder eine komplizierte Fußballkombination zu begreifen. „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft ...!"

Die sogenannte „Hebung"

Sehr verschlimmert worden ist das Übel dadurch, daß man die Möglichkeit wenigstens teilweiser Remedur in falscher Richtung gesucht hat. Man hat nämlich immer versucht, den Film zu „heben". Man verstand darunter, daß an Stelle der tausendmal dagewesenen Filmwendungen, ihrer Sentimentalität und ihres falschen Heldentums, literarische und seelische Elemente treten müßten. Man hat es auch begrüßt, daß der Film statt Indianer- und Detektivabenteuer und Humoresken zu bieten, plötzlich anfing, sich ernsthafter, literarischer, geschichtlicher, sogar religiöser Stoffe zu bemächtigen. Und dennoch war das der Weg, das Übel zu vergrößern, den Film unbedingt auf die Ebene des absoluten Kitsches zu bringen, so geschmackvoll auch das einzelne Bild sein mochte*).

Die theoretische Erkenntnis über das Wesen des Films ist bisher so unzulänglich geblieben, daß die Filmfachleute vielleicht einige Entschuldigungen haben, wenn sie die Filmästhetik links liegen lassen. Der Filmästhetiker sagte ihnen nämlich nur, wie ungeheuer weit und unbeschränkt das Reich des Filmes gegenüber der Bühne sei. Der Filmästhetiker saate, daß man im Film alles Sichtbare, Sonne, Mond und Sterne und noch einiges darüber hinaus „bringen könne". Aber der Filmpraktiker wußte, daß das nicht ganz richtig sei. Daß man im Film jedes Ding nur so weit bringen könne, als es sich deutlich, überdeutlich und unmittelbar wirksam photographieren lasse — was eine wesentliche Einschränkung ist.

Diese Einschränkung ist aber nicht nur, wie die Filmleute oft annehmen, äußerlich. Sie bestimmt zugleich aufs deutlichste den inneren Charakter des ganzen Filmwesens. Photographie, eine Technik, ist die Grundlage; Deutlichkeit und unmittelbare Wirkung der Photographie in jedem Bildmoment die Voraussetzung des Films. Mit diesem rein technischen Charakter erweisen sich alle seelischen Versuche im Film als materialfremd und aussichtslos. Der Film ist nichts weiter als industriell hergestelltes Bild

*) Man lese denselben Verfasser über das Wesen des Kitschs im Juliheft der „Zeitwende". D H

und kann ohne Schiefheit und ohne Zwang nie etwas Weiteres sein.

Mit der bloßen Bildmäigkeit tritt der Film in den schärfsten inneren Gegensatz zum Theater. In meinen Theaterbeiträgen *) habe ich das: Tua res agitur! als Nerv des Theaters bloßlegen dürfen. Das Theater stellt immer, wo es irgendwie wirksam ist, unsere Sache dar, geht uns innerlich immer, und mögen die Bühnenvorgänge noch so „dramatisch" im sensationellen Sinn sein, an die Seele. Das gerade ist es, was der Film, das industriell-hergestellte Bild, nicht kann und deshalb nicht erst versuchen sollte. Das Reich des Filmes ist das Außenreich, das mit der Seele gar nichts zu tun hat. Der Film zeigt nicht unsere Sache, sondern gerade die fernen und unerhörten Dinge, das Niedagewesene. Er darf uns Märchen erzählen, aber er dürfte nicht unserem Leben Vorbilder stellen wollen. Aus seiner Nichtbelastung durch Seelisches ergeben sich alle wirklichen, wenn man durchaus will: „künstlerischen" Möglichkeiten, die der Film hat, und jedenfalls alle Möglichkeiten, um vom Kitsch loszukommen.

Damit ist aber ohne Weiteres gesagt, wie falsch es ist, den Film an „seelischem Wert" oder „ernstem Stoff" bereichern zu wollen. Man handelt dadurch gegen die inneren Gesetze der Filmtechnik, was auf die Dauer aussichtslos ist; und man verstärkt auch die Gefahr der Lebensnähe des Films, also der Verführung, Verschielung und Versandung. Nur der Film, der unsere Seele nicht berührt und von vornherein darauf verzichtet, sie zu berühren, ist ein guter Film: nicht nur, weil er „seelisch unschädlich" ist, sondern auch, weil er den Gesetzen seines eigenen Materials und seiner eigenen Technik vollkommen treu bleibt. Hier kann eine wirkliche Reform mit guter Aussicht einsetzen, denn dieses Bestreben deckt sich durchaus mit dem Streben, das uns die ganze Geschichte des Films zeigt, die wir ja alle miterlebt, deren Einzelheiten aber die meisten Menschen vergessen haben. Was uns lieb und teuer ist, müssen wir aus dem Film heraushalten.

Pasing Carl Christian Bry

Deutscher Pfarrertag in Hamburg

Eine Vision und ein Gesicht

1

Das kleine, fast primitive Theater der Kammerspiele in Hamburg! 400 Pfarrer aus Hamburg und dem Reich! Stimmengewirr, Gongschlag, atemlose Stille! Ernst Barlachs, des niederdeutschen aus Wedel bei Blankenese gebürtigen Dichters „Sündflut" entsteigt geheimnisvollen Tiefen, bricht in die Hörbarkeit und Sichtbarkeit hinein aus einer transzendenten, metaphysischen Sphäre. Es treten die bekannten biblischen Personen auf: Noah, Sem, Ham, Japhet, ihre Frauen (um die sich die Männer noch brünstig balgen, während die Flut unaufhörlich rauscht). Das Stück ist arm an Handlung. Alle Personen sind ins Wesenhafte, Typische, Urbildliche erhoben. Sie ringen, segnen und fluchen um das, was nie die Menschen losläßt, um: Gott. Es ist die große Frage nach Gott, die den Hörer bedrückt und bedrängt, ihn stundenlang in Bann schlägt.

Und Jeder spricht in anderer Weise von Gott „Ich schäme mich von Gott zu sprechen, und auch sonst sprach ich nicht von ihm. Das Wort ist zu groß für meinen Mund. Ich begreife, daß er nicht zu begreifen ist, das ist all mein Wissen von ihm" — so sagt der Hirt. „Gottes Walten ist gerecht, aber seine Gewalt ist über die Kraft meiner Augen, sie ertragen nicht den Anblick seines Tuns" — so sagt Noah. „Gott ist nicht überall und Gott ist auch nicht Alles, wie Vater Noah sagt. Er verbirgt sich hinter Allem, und in Allem sind schmale Spalten, durch die er scheint, scheint und blitzt. Ganz dünne, feine Spalten, so dünn, daß man sie nie wieder findet, wenn man nur einmal den Kopf wendet" — so sagt Sem. „Das ist der Gott der Fluten und des Fleisches, das ist der Gott, von dem es heißt, die Welt ist winziger als Nichts und Gott ist Alles. Ich aber sehe den andern Gott, von dem es heißen soll, die Welt ist groß, und Gott ist winziger als Nichts — ein Pünktchen, ein Glimmen, und Alles fängt in ihm an und hört in ihm auf. Er ist ohne Gestalt und Stimme" — sagt der lästerlichste und frömmste von ihnen, der Un- und Übermensch Calan. In allen Stimmen aber singt der Dichter doch nur dem Herrn ein neues Lied, das neue Lied unseres Gotterlebens, das durch Weltkrieg, Katastrophe, Auflösung, Untergang, durch unsagbare Leidenszeiten: durch die „Sündflut" hindurchgegangen ist und hindurchgeht: Gott ist der Unbegreifliche, der für uns zu Große, dessen Walten über die Kraft unserer Augen geht. Wir ertragen nicht den Anblick seines Tuns. Er verbirgt sich hinter Allem. Selig ist, wer Etwas von seinem Glanze durch dünne, feine, schmale Spalten hindurchschimmern sieht. Der Seher, der Gotteskünder Barlach hat auf den tiefsten Grund unserer Seele geschaut, hat den eigentlichen Herzschlag unseres Gotterlebens gespürt.

Langsam senkte sich der Vorhang. Dunkel lag der Raum. Ein Pfarrer stand auf, vom heiligen Geist getrieben. Er betete zitternd und inbrünstig:

Du, der sich gegründet
vor aller Zeit,
Der in sich mündet
von Ewigkeit,
Den wir nicht fassen,
Und nicht verstehn, —
Wolle uns nicht lassen,
Nicht von uns gehn!

So war noch nie in einem Konsistorium, in einer Synode, in einem Pfarrkonvent „das Gebet gehalten" worden. Wortlos verließen die 400 Pfarrer, einer nach dem andern, die Stätte einer Offenbarung und verloren sich in den kühlen Herbstabend der großen Weltstadt.

2

Um es vorwegzunehmen: soweit der Pfarrerverein und der Deutsche Pfarrertag, der vom 15.—17. September in Hamburg tagte, mit Fragen einer kraftvollen und zielbewußten Vertretung und Hebung des Pfarrerstandes befaßt sind, werden sie von diesem Bericht nicht betroffen. Man kann den Männern nur danken, die eine so mühsame und dornenvolle Aufgabe in die Hand nahmen, mit Zähigkeit und Umsicht zu fördern wissen. Auch das gemeinsame Organ der deutschen evangelischen Pfarrervereine, das „Deutsche Pfarrerblatt", das auf der Tagung mancherlei Anerkennung fand, möge dem Ziel der Hebung und des Zusammenschlusses des deutschen Pfarrerstandes immer förderlicher werden. Wie gesagt, interne Fragen und Beratungen, das Maß ihrer Wichtigkeit und der Grad ihrer Lösung, scheiden an dieser Stelle für uns aus. Aber in seinen allgemeineren, öffentlichen und halböffentlichen Veranstaltungen hatte der stattgehabte Pfarrertag ein Gesicht. Und dieses Gesicht interessiert uns.

Der Hamburgische Pfarrerverein hatte die Gäste geladen. Man merkte, daß mit Umsicht und Fleiß vorgesorgt worden war. Die beiden in Hamburgs Kirche führenden Blätter, von denen jeder Teilnehmer je eine Festnummer erhielt, entboten den Gruß. Die „Hamburgische Kirchenzeitung" gab in zahlreichen Aufsätzen ein Bild von den Arbeitsgebieten der Hamburgischen Kirche. An der Spitze grüßte ihr Senior D. Stage: „In der Vereinzelung des Dorf- und Kleinstadtpfarrers, in der Massenarbeit des Großstadtpfarrers kann gar leicht die Verzagtheit aufkommen, die Stimmung: es nützt ja doch alles nichts. Da ist es der Segen der Pfarrertage, daß sich hier die Geister neu aneinander entzünden, daß der Blick von der Alltagsarbeit mit ihren kaum sichtbaren Erfolgen auf das Große und Ganze gelenkt wird, daß der Tapfere den Kleinmütigen mit fortreißt, daß Wege gezeigt werden, die Viele noch nicht gesehen haben, auf denen aber Andre ans Ziel gekommen sind." In dem andern Blatt: „Das evangelische Hamburg", einer Halbmonatsschrift für kirchliches Leben, mühte sich das orthodoxe Hochluthertum zum Gruß um die These: „Jesus Christus hat das geistliche Amt eingesetzt."

Man ging am 15. September, abends 7 Uhr, zum Eröffnungsgottesdienst in Hamburgs größtes und repräsentativstes Gotteshaus, die große St. Michaeliskirche. Pastor Dubbels von St. Gertrud in Hamburg predigte. Die Einen sagen, er sei der begehrteste und beste Kasualredner Hamburgs. Die Andern sagen, er sei der bedeutendste Geistliche und größte Prediger, den Hamburg gegenwärtig aufzuweisen habe. Etliche aber sagen, er sei ein Prophet. Er predigte über Jakobus 1, 19: „Darum, lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören; langsam aber zu reden, und langsam zum Zorn." Drei Boten sind den Pfarrern aus dem Reich entgegengegangen, drei Boten mit beschwörender Gebärde. Ein junger Knabe: Gebet Freude! Ein Jüngling: Gebet Seele wieder. Ein Greis: Gebet Weisheit. „Ihr seid die letzten Hüter an diesem Brunnen." Brüder, die ihr nun da seid, seid schnell zu hören. Menschenherzen in Not! Hört wie Jesus alle diese Not. Tut es ihm gleich im Hören. Neigt auch euer Ohr dem großen Klang des Weltgeschehens. Weltenwende. Götterdämmerung. Hört auch den „Hochgesang der Zeiten Gottes". Brüder, seid langsam zum Reden. Sehet die Einsamkeit des schweigenden Jesus und Paulus. Habt die Scheu, die die Rede hemmt. Es ist „das Schicksal der Pfarrer, daß wir zu viel und zu schnell reden". „Auch die Gottesworte sind keine Zauberschlüssel, die man nur in verrostete Schlösser zu stecken braucht." „Man kann seiner Sache sehr gewiß sein, aber es schadet ihr nichts, wenn man sie mit Bescheidenheit vorträgt." „Das Reich Gottes ist schonende, erbarmende Liebe." „Die Keuschheit verträgt nichts so schlecht wie große Worte und anspruchsvolle Gebärden." Brüder, seid langsam zum Zorn. Damit ihr nicht in Zorn und Bitterkeit versinkt. Damit euer Wort nicht in Murren und Hadern verhallt. Er predigte nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten. Es plätscherten nicht die Sprüch-

*) Siehe Nr. 14/15 bis 27/28 d. J. D H

lein der „rechten" Lehre. Es roch nicht nach der Studierstube der „Theologie der Krisis". Der Geist des großen Luther wurde nicht herbeizitiert (ein Konsistorialrat hat es mir einmal übel vermerkt, daß ich in einem Pfarrkonvent gesagt hatte: man könne in einer Predigt von Christus zeugen, ohne seinen Namen zu erwähnen). Aber er predigte mit heilandartig andringender Gewalt der leisen und werbenden, der mächtigen und erschütternden Rede. Hier war einem Theologen das Höchste geglückt: die Theologie zu überwinden und als wahrhafter Seelsorger mit den Müden zu reden zu rechter Zeit. Gedanken, oft nur angedeutet, aber mit ihrer Perspektive sich in weite Fernen verlierend. Bilder von hoher Schönheit, ja mythischem Umriß. Eine aus mystischen Tiefen heraufvibrierende Stimme, die das Unaussagbare in das gesprochene Wort hineinzittern ließ. Apokalyptisches Wetterleuchten. Vierzig Minuten redete er, und waren doch nur wie ein Augenblick. Eine geistige und seelische Hochleistung, die während der Tagung auch nicht annähernd wieder erreicht worden ist. Man glaubte dem Mann jedes Wort. Reif sein ist alles. Und hier war ein Reifer. Das Gesicht rührte an die Vision.

Von der Liturgie, die bei solchen Gelegenheiten wahrlich nicht bedeutungslos ist, läßt sich nicht Gleiches sagen. Keine glückliche Hand hatte hier gewaltet. Der Prediger hatte offenbar auf ihre Gestaltung überhaupt keinen Einfluß gehabt. Eine Anekdote. Im September 1907 fand in Hamburg der dritte deutsche Bankiertag statt. Geheimrat Rießer, der Leiter der Bankiertage, scherzte, er habe sich Reservemagen aus Gummi machen lassen, als feststand, daß Hamburg als Ort des Bankiertages ausersehen war. Der Hamburger Bankmann Max von Schinckel erwiderte: „In Hamburg wird allerdings gut gegessen, es wird hier aber auch gut gearbeitet." Mutatis mutandis gilt das auch von den gottesdienstlichen Darbietungen während des diesjährigen Pfarrertages. Man hatte gut gearbeitet. Und man verstand aufzutischen. Aber der Reichtum liegt nicht in der Fülle, sondern in der zur Einheit gebrachten Fülle. Die Liturgie wies, abgesehen von der Predigt, 26 Nummern auf: viermal spielte die Orgel (die Begleitung der Gesänge nicht eingerechnet); neunmal sang der Chor; sechsmal sang die Gemeinde; siebenmal sprach der Liturg. Nicht, daß nicht einzelne Stücke von hoher Schönheit gewesen wären. Die Sinfonie C-dur von Händel, das Adagio a-moll von Bach, die Toccata d-moll von Reger, die Chöre von Becker, Bach und Brahms bereiteten vielen Hörern sicherlich den höchsten Genuß. Und doch verstimmte die breite Aufdringlichkeit, mit der die Musik den Gottesdienst überwucherte. Die „Musikalische Vesper", die am Abend darauf in der St. Georgskirche, einem wundervollen, kostbaren Kleinod Hamburgischer Kirchenbaukunst aus dem Zeitalter des Barock, eine übergroße Gemeinde herbeigezogen hatte, krankte an demselben Fehler einer unerträglichen Dauer von fast 1¾ Stunden. Von einer liturgischen Bewegung, die die Musica sacra auf den Leuchter stellt, aber in höchster Disziplinierung und mit sparsamsten Mitteln die große Linie innehält, war leider nichts zu merken.

Es war schade, daß auf Dubbels' Predigt gleich hinterher ein Begrüßungsabend im Curiohause folgte. Musikalische Einleitung, Begrüßungsreden mit dem üblichen launigen Einschlag, Bier und — Qualm, der einem die Augen beizte.

Und nun kam am andern Morgen in der Aula der Universität, die von 600 Personen gefüllt sein mochte, die erste öffentliche Hauptversammlung. Wenn man sich doch nicht abermals 1½ Stunden lang in nicht endenwollenden Begrüßungsreden erschöpft hätte. „Herzlichster Dank" ist eine sehr schöne Sache. Aber er wird dadurch nicht überzeugender, daß man ihn stundenlang wiederholt. Kurz und klug war die Ansprache des Seniors D. Stage; mit knappen und charakteristischen Strichen zeichnete er die Eigenart der Hamburgischen Kirche, die der geographischen Ausdehnung nach zwar sehr klein ist, ihrer Seelenzahl nach mit in vorderster Linie der im Deutschen Kirchenbund zusammengeschlossenen Landeskirchen steht. Lauter Beifall lohnte dem Redner, als er weithin hörbar als Palladium der Hamburgischen Kirche die von behördlicher Reglementierung und Bevormundung freie und unabhängige Stellung der Geistlichkeit hochhielt. Es mag schon manchen, der aus einer Obrigkeitskirche nach Hamburg hinüberwechselte, mit neuem Lebensmut erfüllt haben, wenn er etwas von dem freien und stolzen Hanseatengeist, von dem agonalen Geist einer Polis spürte, der in einer Geistlichkeit regsam ist, die nicht am Gängelband eines von Juristen oder Hierarchen beherrschten Konsistoriums geht.

Prälat D. Schoell aus Stuttgart ergriff nun das Wort zum ersten Hauptvortrag: „Wirtschaftsleben und christliche Ethik". Er sprach zunächst über den Tatbestand. Der Tatbestand ist der, daß zwischen Wirtschaftsleben und christlicher Ethik keinerlei Beziehungen in der Gegenwart vorhanden sind. Wohl sind in der Wirtschaft sittliche Kräfte lebendig wie Fleiß, Ausdauer, Energie usw. Sie ist nicht „unsittlich" oder „antichristlich", aber „neben dem Christlichen" hergehend. Das Christentum übt keinen merklichen Einfluß auf das Wirtschaftsleben aus. Schuld daran sind Wirtschaft und Kirche. Die Schuld der Wirtschaft beruht auf ihrem ökonomischen Materialismus, Individualismus und Egoismus. Die Schuld der christlichen Kirche liegt in ihrem zu lange praktizierten patriarchalistischen Schlendrian, in dem zu langen Ausbleiben eines Verständnisses für das moderne Wirtschaftsleben. Nun stehen wir vor den erschreckenden Folgen der inneren Beziehungslosigkeit, unter der alles leidet: Volk, Kirche, Einzelner. Vor den Tatbestand tritt aber die Aufgabe: daß das Wirtschaftsleben mit christlichen Kräften durchdrungen werde. Symptomatisch hierfür sind die soziale Botschaft des Betheler Kirchentages (Schoell ist einer der Väter dieser Botschaft) und die Botschaft der Stockholmer Weltkonferenz. Es heißt, Einfluß gewinnen auf eine christliche Gestaltung des öffentlichen Lebens. Wir tragen die Verpflichtung, daß „ganz anders Ernst gemacht werden müsse". Die Schwierigkeiten darf man nicht unterschätzen. „Man kann mit christlichen Grundsätzen (Bergpredigt!) kein Geschäft machen." Das Christentum ist auch keiner bestimmten Wirtschaftsart „verwandt" oder „verschwägert". Aber man darf die Schwierigkeiten auch nicht überschätzen. Schoell bejaht die Möglichkeit, auch das wirtschaftliche Leben den höchsten Werten: Seele und Reich Gottes zu unterstellen, wenn man die wirtschaftliche Tätigkeit mit Luther als „gottgegebenen Beruf" werte, wenn man mit jeder Arbeitserfüllung bewußt und unbewußt mitarbeite am Reiche Gottes. „Freudiges Berufsbewußtsein mit innerer Freiheit." Die Kirche hat die Aufgabe des Kampfes gegen „unsittliche Arbeitsmethoden". „Was die Seele tötet, muß unter allen Umständen bekämpft werden." „Was die Gemeinschaft tötet, darf nicht sein." Der Kirche fehlt eine „brauchbare soziale Gegenwartsethik", die zu schaffen eine der dringendsten Aufgaben ist.

Der Korreferent Kaufmann Martin Möller aus Hamburg fragte ebenfalls, welcher Maßstab für das der Wirtschaft angemessene christliche Gewissen gelte. Er polemisierte gegen die „christliche Hobelbank" (worüber allerdings die Versammlung kaum der Belehrung bedürftig war). Dann stellte er die These auf: „Wirtschaft muß dienende, nicht zehrende Funktionen ausüben." Normierende christliche Forderung ist, „daß Wirtschaft Organ sei, das dienende Lebensfunktionen ausübt". An einer Reihe von Beispielen erläuterte der Vortragende, was diesem Kriterium „entspricht" und was ihm „widerspricht". Unsere „Aufgabe" ist es, die Wirtschaft, die ein wandelbarer geistiger Organismus sei, in diesem Sinn, nach dem Maßstab des Dienstgedankens zu formen.

Von beiden Vorträgen ist zu sagen, daß sie in einer rührenden Hilflosigkeit stecken blieben. Die Wucht eines ungeheuren Schicksals, das mit der christlichen Kirche seit dem Zerbrechen der kirchlichen Zwangskultur des Mittelalters seinen unerbittlichen Fortgang nahm, wurde gar nicht empfunden. Eine existentielle Geisteslage von paneuropäischem Ausmaß wurde mit „Maßstäben", „Kriterien", „Aufgaben" bearbeitet, ohne daß man fragte, ob dies denn überhaupt einen Sinn habe. Schoell forderte eine brauchbare sozial-ethische Kasuistik, als ob man dann mit diesem Reflexions-Erzeugnis vorhandene Geisteslagen bearbeiten oder neue schaffen könne. Mir fiel die Geschichte von Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach ein, die sich in den Streit der Männer um die Reformation hinauswagten. Und die trockene Bemerkung, mit der Gustav Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit) den Vorfall glossiert: „Beide leben in Täuschung über die Autorität der Worte, welche sie dem Publikum gönnen." Ich glaube, daß auch der Betheler Kirchentag und die Stockholmer Weltkonferenz in dieser Täuschung leben. Ja, ich möchte glauben, daß Kirchen- und Pfarrertage allen Grund haben, der spitzen These Spenglers ernstlich nachzusinnen: „Eine Religion, die bei Sozialproblemen angelangt ist, hat aufgehört, Religion zu sein" (2, 235).

Der zweite Hauptvortrag, den Oberkonsistorialrat D. Schneider aus Berlin über „die apologetische Bedeutung der kirchlichen Statistik" hielt, war in jeder Hinsicht ein Versager. Die „soziale Heuristik", wie er die Statistik nannte, habe nicht nur Zahlen zu ermitteln, habe nicht bloß zu fragen: „Was ist?" sondern auch: „Warum ist es so, welche inneren Gründe liegen vor?" Als „erschöpfende Massenbeobachtung in Zahl und Maß", die von allem Subjektiven, Persönlichen, Individualistischen absehe, könne die Statistik Schäden, Versäumnisse, Rückstände ans Licht stellen und zum Bewußtsein bringen. Man hätte danach erwarten dürfen, von einem angesehenen Kenner den „objektiven Geist" der Kirche in seiner innerhalb der Grenzen der Statistik sichtbaren Struktur aufgezeigt zu erhalten. In der Tat verweilte der Redner in diesem Sinne bei der Statistik der Mischehen. Nach seinen Berechnungen sind 60 % aller Mischehenkinder für die evangelische Kirche sichergestellt. Die Mischehe ist also eine „bleibende Wunde" für die katholische Kirche, was die rigorosen Zwangsmaßnahmen derselben gegen die Mischehen erklärt. Unabweisbare Aufgabe der evangelischen Kirche sei eine organisierte Mischehenpflege. „Jede evangelische Gemeinde sollte ihre Mischehenliste haben." Hiervon abgesehen, erging sich der Apologet zum Besten der Inneren Mission in Späßen und Kalauern, die je nach Bedarf gegen Rom, Professor Ostwald, die Sozialisten, die Freidenker und die „Bußprediger" der evangelischen Kirche gerichtet waren und von der Versammlung mit dröhnendem Gelächter quittiert wurden. „Welche fürchterliche Blindheit, wenn man Tatbestände nicht mehr zu sehen vermag", so sagen auch wir.

Für den Nachmittag des letzten Tages hatte die Hamburg-Amerika-Linie den Deutschen Pfarrertag zur Besichtigung ihres großen Dampfers „Albert Ballin" mit anschließender Kaffeetafel an Bord eingeladen. Mildes, sonniges Herbstwetter verklärte diesen dankbar empfundenen Akt großzügigster Gastlichkeit, die den Teilnehmern gewiß unvergeßlich bleiben wird, wie manches

Andere, was sie in Hamburg, dem nordischen Venedig, gesehen haben. Beim nächsten Pfarrertag, der ja eine Wanderversammlung ist, überlegt sich vielleicht die Leitung, ob es nicht lohnender ist, auf den Hauptversammlungen die gewählte Gegend mit der Eigenart ihrer geistigen Kräfte zu Worte kommen zu lassen, statt „Kanonen" (wie der Hamburger mit Vorliebe sagt) aus irgendeiner Metropole heranzurollen.

Hamburg Kurt Leese

Splitter und Balken

Antworten aus dem Leserkreise auf die Frage Nr. 35/36 Sp. 770

2

Ich verstehe Ihre Erwägungen wohl, aber es sind Bedenken des reflektierenden Schriftgelehrten. Der religiöse Sinn des Jesuswortes ist schlicht und einfach: Kehre vor deiner Tür! Jesus hat immer nur ein Interesse: Jeder denke an seine Seele. Alles Andere findet sich dann von selbst. Man darf das Wort nicht verstandesmäßig grübelnd nehmen, sondern mit religiösem Zufassen. B

3

Matth. 7, 3 sagt doch zunächst in seinem Zusammenhang: Wirf dich nicht zum Richter auf, dein Urteil könnte auf dich selbst zurückfallen! d. h.: Fege vor deiner Tür und bedenk, daß man aus einem Glashaus nicht mit Steinen wirft; du willst bessern und machst bei dir nicht den Anfang? (so meint Bengel offenbar, nach seinem Hinweis auf Röm. 2, 21 f.) Demnach durfte die praktische Folgerung lauten: die Besserung und Erneuerung muß von innen her fortschreiten, in uns — in jedem von Verantwortung gepackten Menschen — ihren Anfang nehmen; ich muß Vorbild, Beispiel sein, ohne zu erwarten, daß Andre Notiz davon nehmen, und die Gebrechen und Nöte des Andern sollte ich betrachten als meine eigenen, sie mir zur Lehre und Förderung dienen lassen statt darüber entrüstet oder stolz erhaben zu sein.

Die Schwierigkeit 1 kann auf sich beruhen. Steht es so, wie Sie sagen, werde ich schweigen und meinen Vergleich unterlassen, jedenfalls aber für mich behalten: das Maß des sittlichen Empfindens ist nicht bei allen gleich stark. 2. Der Balken muß getragen, nicht beschönigt werden: er sollte nicht hindern, pflichtgemäß zu helfen. 3 fällt aus dem Rahmen. Matth. 7, 5 gilt dem Heuchler, der nicht gerade aussehen kann und die Finger von allen Heilungs„versuchen" bei Andern lassen sollte.

Mit dem Wortlaut des Textwortes Fragen des staatsbürgerlichen oder sozialethischen Lebens lösen zu wollen, geht nicht — um des Sinnes und Schriftgeistes willen. Es spricht uns um der Pflicht zur persönlichen Buße willen alles Recht zu unbefugtem Richten, mißgünstigem Kritisieren ab; das Recht wohlmeinender, wohlwollender Meinungsäußerung und die Pflicht gehorsamen Dienstes können vielleicht in Konflikt miteinander kommen, den aber kein locus classicus, sondern der Takt entscheiden sollte. E

Verschiedenes

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!

Auf unsre Frage in Nr. 33/34 Sp. 761 haben wir wenig Bescheid bekommen. Am ergiebigsten ist, was Herr Pfarrer Ulich in Berlin-Wilmersdorf so freundlich war uns mitzuteilen. Darnach hat 1895 die Kreuzzeitung schon dieselbe Frage gestellt. Es gingen zwei Antworten ein. Die eine ganz unmöglich; die andre weist zurück auf die „Blätter für Hymnologie" 1889 S. 63 und 95. Dort sei einmal das Vorkommen des Gebets bis auf die Zeit um 1780 zurückgeführt, dann aber ein Druck von 1753 wiedergegeben. Und zwar aus dem Buche eines englischen Hymnologen Rev. P. Mearns betitelt „Etwas vom Liede Mosis, des Knechtes Gottes, und dem Liede des Lammes, d. i. Alt- und neuer Brudergesang ..." London 1753. Dort finden sich die zwei Verszeilen in ihrer schlichtgewohnten Gestalt unter „Liedern aus dem siebzehnten (?) Saeculo". Vielleicht geht ein Verständiger der Sache weiter nach. R

Vom Jesusbilde der Gegenwart. Sechs Aufsätze von Prof. DDr. Johannes Leipoldt in Leipzig. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Dörffling und Franke 1925. 416 S. 15, geb. 16,50 M.

1913 zuerst erschienen (1914 Nr. 18 von uns besprochen), seit drei Jahren vergriffen, kommt dies reichhaltige Buch nunmehr in verkürzter und doch noch bereicherter Form heraus. Die sechs Stücke hängen nur lose zusammen, sind weder gleichartig noch gleichwertig; im letzten 85 Seiten langen Aufsatz über Dostojewski und den russischen Christus, ist viel mehr von Dostojewski die Rede als von Christus; auch sonst oft mehr von Christentum als von Christus. Aber wer durch den Titel angezogen ist, kommt doch auf seine Rechnung. Es ist ungemein viel beobachtet und in den verschiedenen Kapiteln lehrreich zusammengetragen. In 1 kommt das ästhetische, in 2 das sozialistische, in 3 das medizinische, in 5 das katholische Jesusbild zu Tage; in 4 wird Ellen Key als Sprecherin des Monismus verhört, auch auf Artur Drews eingegangen. Besonders verdienstlich ist die Schilderung der katholischen Jesusfrömmigkeit, trotz der Monotonie, die hier dem Gegenstand anhaftet und logischerweise anhaften muß. Unsre Leser werden Freude an dem Buche haben; es ist schlicht und klar geschrieben und wird einem jeden den Horizont erweitern. Zuweilen hat man den Eindruck eines erstaunlich vollständigen Überblicks; in entlegenen Gebieten ist der Verfasser zu Hause. Gerade dies aber reizt, Lücken aufzuweisen. Zu dem Kapitel „Aus der Welt der Ärzte", das selten genug behandelt wird, weise ich auf v. Sodens Aufsatz in CW 1924 Nr. 35—38 hin: „Religion und Medizin in der geistigen und sozialen Krisis der Gegenwart"; Schriften wie „Jesus, das Dämonische und die Ethik" von Hartmann (2. Aufl., im Weißen Ritter-Verlag) und „Der Menschensohn, Christusstudien" von Beyer (ebenda) vermisse ich. Schwer zu begreifen ist, daß Sheldon In his steps — what whould Jesus do? keine Erwähnung findet, und undankbar gegen Karl Röttger wirkt es, wenn zwar dessen Buch „Die moderne Jesusdichtung" oft zitiert und benützt, aber von seinen eigenen bedeutenden Jesusdichtungen nichts gesagt wird: die „Christuslegenden" lagen 1920 schon im 4. Tausend, „Der Eine und die Welt" im 6. Tausend vor, dazu kam im selben Jahr als der Legenden 3. und letzter Band „Das Gastrecht der Heiligen". Den Roman „Jesus" von Frau Zur hellen hat sich Leipoldt auch entgehen lassen, ebenso Heineke „Der Menschheit Meister" (beide 1923). Und Oskar Wilde? Hans Blüher? Dazu Eines noch: Vom heutigen, bolschewistischen Rußland ist bei dem „russischen Christus" nicht mit einem Worte die Rede; überhaupt merkt man nicht, daß zwischen der zweiten und ersten Auflage — der Krieg liegt; und doch, was könnte der Verfasser uns nicht alles über „das Jesusbild im Weltkriege" zu sagen haben!

Aber es wäre unrecht, so fortzufahren; ich wiederhole, daß die Fülle des Gebotenen zu solchen Ausstellungen verleitet. Wie das Buch ist: Bildungsinteresse und frommes Interesse am Gegenstande werden von dem Verfasser reichlich befriedigt. Rade

Die dreifache Krise der deutschen Evangelischen Kirche. Von Heinrich Spiero. Bücherei der Christlichen Welt. Gotha, Leopold Klotz Verlag. 38 S. 1,50 M.

Ein warm kirchlich gesinnter Laie — um Mißdeutungen vorzubeugen erwähnt er gelegentlich seine bekenntnismäßige Stellung auf dem Boden der Positiven Union — spricht hier seine schweren Sorge um die Deutsche Evangelische Kirche nachdrücklich aus. Er sieht sie in einer dreifachen Krise, sofern sie mitbetroffen wird von der Weltkrise und der Staatskrise und selbst eine innere Verfassungskrise durchmacht. Durchaus zutreffend sagt er im ersten Stück, daß der Pietismus die letzte große, formgebende, einheitliche Wirkung der Evangelischen Kirche im deutschen Leben war. Wenn es seither noch oft Theologen gegeben hat, die voll im deutschen Geistesleben ihrer Zeit standen, so standen sie im gleichen Maß nicht mehr voll in der Kirche. Sie hat an den großen Weltfragen des 19. und 20. Jahrhunderts, wie sie durch die Stichworte Industrialismus, Kapitalismus, Sozialismus und Imperialismus, Militarismus, Pazifismus angedeutet sind, einen selbständigen kritischen Anteil nicht zu nehmen und den hier ringenden Mächten gegenüber ihre innere Autonomie nicht zu vertreten vermocht. Ebensowenig hat sie gegenüber der neuen deutschen Staatsform, der Republik, sich auf den Standpunkt innerer Unabhängigkeit zu erheben gewußt, im peinlichen Gegensatz zur katholischen Kirche. Und so hat sie sich endlich auch in ihrer neuen Verfassung — Spiero denkt wesentlich an die Kirche der altpreußischen Union, aber tatsächlich ist diese ja ausschlaggebend, und grundsätzlich ist es bei den anderen Kirchen meist nicht anders — nicht entschlossen auf den Gemeindegedanken zu stellen gewagt, sondern ist die Pastorenkirche geblieben, die sie als Staatskirche gewesen ist, und versteift sich auf den konfessionellen Richtungsgegensatz, „von dem die weit überwiegende Menge unseres Kirchenvolkes nichts weiß und nichts wissen will". So schaltet sie sich aus der Zeit aus und versagt der Zeit ihren Dienst. Diesen Gedanken eines ernsten und treuen Mannes von weitem Gesichtskreis und ruhigem Urteil sollen alle, die es angeht, nachdenken und ihnen das Gewicht lassen, das sie in der Tat haben. Gewiß wäre manches zu ergänzen — besonders von der theologischen Krisis, die eigene und nicht nur symptomatische Bedeutung hat — und einiges einzuwenden. Aber darauf kommt es nicht an — Spieros Ausführungen erheben weder kirchengeschichtliche noch systematische Ansprüche — sondern es gilt das Gesagte zu beherzigen. Die Lösung der aufgezeigten Probleme ist vielleicht doch nicht so einfach, wie sie sich dem Verfasser darzustellen scheint, der sehr viel von einer ehrlichen Besinnung und einem guten Willen erwartet, die er vermißt. Die Forderungen der parteipolitischen Neutralität und des entschlossenen Protestes gegen gewisse Erscheinungen sind z. B. praktisch nicht so leicht zu vereinigen, wie sie sich theoretisch nebeneinander stellen lassen, so gewiß auch beide gelten. Die praktischen Vorschläge, die nur vereinzelt in konkreter Form erscheinen (z. B. Gemeindeverein, Laienvorsitz in den kirchlichen Körperschaften), sind kleine Mittel, die das nicht leisten werden, was von ihnen erwartet wird, wiewohl man sie nicht verschmähen soll. Das Förderlichste wäre, wenn es in unserer Kirche viele Laien gäbe wie den Verfasser, und sein Beispiel ist vielleicht das Beste an seiner Schrift. Hans v Soden

Kleine Mitteilungen. Es sind ganz verschiedene Fassungen der Botschaft von Stockholm durch die deutsche Presse gelaufen. Noch ist der Zusammenhang nicht klar, wir hoffen ihn demnächst aufklären zu können.

Inzwischen Coburg! Ort und Herbst zeigten ihre höchste Schönheit. Das Apostel-Mysterium der Dresdner (von Max Mell) weihte. Heussi, Mensing, Moering, Weinel boten Gedanken aus Einem Guß. So tagten wir ganz in stimmungsvoller und sachlicher Harmonie. Besondre Ursache hatten wir, Pfarrer Lic. Moering aus Breslau dankbar zu sein, der für den leider erkrankten Dr. Hieber in letzter Stunde eintrat. Von Weinel haben unsre Leser die Thesen kennen gelernt (Nr. 37/39); seine Rede erscheint mit einer ergänzenden in der „Bücherei der Christlichen Welt". Eine Skizze seines Vortrags wird uns Moering in diesen Spalten geben. Die Aussprache selbst wird in dem Mitteilungsblatt „An die Freunde" niedergelegt. (Man wird Mitglied unsrer „Vereinigung" mit 5 M. Jahresbeitrag.) R

Wöchentliche Chronik

Die Brandenburgische Provinzialsynode nahm eine Entschließung gegen die vom Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung getriebene Personalpolitik, die seitens der evangelischen Bevölkerung mit steigendem Unwillen beobachtet wurde, einen Antrag betreffend Gestaltung des 31. Oktober zum allgemeinen Feiertag, einen Antrag an die Generalsynode, Schritte zur Abfassung eines neuen Kirchenbuches zu tun, ferner bei der bevorstehenden Reform des Strafrechts die Vorschrift über die Bestrafung der Beschimpfung einer Religionsgesellschaft die Gefahr einer Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit zu vermeiden, den letzten mit knapper Mehrheit, die ersten einstimmig an. Die Generalsynode wurde um Erlaß eines Kirchengesetzes gebeten, durch das den Generalsuperintendenten die Amtsbezeichnung Evangelischer „Bischof", den Superintendenten der Titel „Propst" beigelegt wird: gegen die Verleihung eines kleinen silbernen Amtskreuzes an die Superintendenten entschied sich eine Mehrheit aus allen Gruppen. Für Berlin wurde die Anstellung eines hauptamtlichen Studentenseelsorgers beschlossen.

Die sächsische Provinzialsynode beschloß, eine der drei sächsischen Generalsuperintendenturen nach Wittenberg zu verlegen. Die Stadt hat sich bereit erklärt, für diesen Zweck das ehemalige Fürstenschloß herzugeben und auszubauen. Der Pfarrertag in Hamburg hat Wittenberg als Ort für das zu begründende Pfarrhausarchiv in Aussicht genommen, in dem alles, was über das Pfarrhaus geschrieben und alle literarischen Erzeugnisse und Kunstwerke, die mit dem Pfarrhaus in Beziehung stehen, gesammelt werden sollen.

In Sachen des Pfarrers D. Fuchs hat der Thüringer Landeskirchenrat wegen des Artikels in der Volksstimme seine Mißbilligung ausgesprochen. Mit der Zugehörigkeit des Pfarrers zur Sozialdemokratischen Partei habe diese Einstellung nichts zu tun. Der Auffassung, daß das Verbleiben des Pfarrers in seinem Amt nicht mehr ersprießlich sei, könne er nicht beitreten.

Landrat a. D. von Bonin hat als Patron der Kirche zu Bahrenbusch an die pommersche Provinzialsynode die Eingabe gemacht: „an die Geistlichen der Provinz die Aufforderung zu richten, die durch die Agende vorgeschriebene Bitte für den König und das königliche Haus nicht zu unterlassen." In der Begründung heißt es: „Durch ein Verbrechen, wie es schwerer wohl noch niemals gegen ein ganzes Volk begangen worden ist, wurde im November 1918 unser König vertrieben und im Widerspruch zu der beschworenen Verfassung in illegaler Weise die republikanische Staatsform in Preußen eingeführt. Durch das Unterlassen der Fürbitte für den König wird unvermeidlich in den Kirchenbesuchern die irrige Vorstellung erweckt, daß der preußische Königsthron leer sei und damit dem Verbrechen der Revolution Vorschub geleistet. Das ist nicht länger zu ertragen."

Der „Bund für deutsche Kirche" hat zur Beaufsichtigung und Leitung des Religionsunterrichts beschlossen: 1. Der Religionsunterricht wird grundsätzlich im Auftrage des Staates und unter seiner Aufsicht erteilt. 2. Die wesentliche Bürgschaft für die Erteilung des RU im Sinne der evangelischen Kirche sieht die Kirche darin, daß die Lehrer jetzt und künftig den RU freiwillig erteilen. 3. Im übrigen erhebt die Kirche zur Wahrung ihres Einflusses auf den RU folgende Forderungen: a) Erklärung der anzustellenden Lehrer, daß sie bereit sind, den RU in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche zu erteilen; b) Aufsicht der Lehrer durch staatliche Vorgesetzte evangelischen Bekenntnisses, die für ihre Aufsichtsführung eine entsprechende Erklärung abgeben.

Die Theologische Schule in Bethel zählt 85 Studenten, die gleiche Zahl wie vor dem Krieg, darunter 3 Frauen.

Der gegen die Wahl des Pfarrers Rohde aus Steinbeck nach Königsberg-O. erhobene Einspruch aus der dortigen Gemeinde ist vom Konsistorium und Oberkirchenrat als „zweifellos unbegründet" zurückgewiesen.

Das Oldenburgische Staatsministerium hat, veranlaßt durch den Antrag einer Kreissynode, die Abhaltung von Tanzlustbarkeiten am Ersten Weihnachts-, Oster-, Pfingst-, Buß- und Totensonntag und den vorangehenden Tagen, sowie in der ganzen Karwoche verboten, ferner an allen Sonn- und Festtagen vor 4 Uhr.

In Cassel haben sich auf Veranlassung des Kreispfarrers Bachmann der Kirchenkreisvorstand, die Vertreter des Stadtverbandes für Leibesübungen, des Arbeitersportkartells und der Zentralstelle für Leibesübungen auf der Losung: „Sonnabend Nachmittag frei für Sport und Spiel, Sonntag Vormittag frei vom Sport und Spiel" zusammengefunden und wollen mit den Arbeitgeberverbänden deswegen in Verhandlungen treten.

In Braunschweig sind die Schulerlasse, die die weltliche Schule in Braunschweig einführten, wieder aufgehoben und sämtliche Schulen für Bekenntnisschulen erklärt worden.

Das Gnadauer Gemeinschaftsblatt 13/14 veröffentlicht folgenden, in der zu Halberstadt Pfingsten 1925 gehaltenen Vorstandssitzung des Gemeinschaftsverbandes mit großer Mehrheit gefaßten Beschluß: „Die unterzeichneten Mitglieder des Gnadauer Vorstandes lehnen Möttlingen als eine schwarmgeistige Bewegung ab und bitten unsere Geschwister, sich davon fernzuhalten." Vgl. CW 1925, Nr. 5/6, 9/10.

Der Deutsche Verband des Jugendbundes für entschiedenes Christentum umfaßt nach 31jährigem Bestehen 1650 Vereine mit 49 235 Mitgliedern, darunter 331 Kinderbünde mit 6032 Mitgliedern. 2190 Helfer aus dem Bunde bedienen 800 Sonntagsschulen mit 39 500 Kindern; aus dem Bunde sind 1320 Diakonissen hervorgegangen.

Das in Heidelberg beschlossene neue sozialdemokratische Parteiprogramm enthält folgende Forderungen zur Kultur- und Schulpolitik: „Die sozialdemokratische Partei erstrebt die Aufhebung des Bildungsprivilegs der Besitzenden — Erziehung, Schulung und Forschung sind öffentliche Angelegenheiten, ihre Durchführung ist durch öffentliche Mittel und Einrichtungen sicherzustellen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, Unentgeltlichkeit der Lehr- und Lernmittel, wirtschaftliche Versorgung der Lernenden. Die öffentlichen Einrichtungen für Erziehung, Schulung, Bildung und Forschung sind weltlich. Jede öffentlich-rechtliche Einflußnahme von Kirche, Religions- und Weltanschauungs-Gemeinschaften auf diese Einrichtungen ist zu bekämpfen. Trennung von Staat und Kirche, Trennung von Schule und Kirche, weltliche Volks-, Berufs- und Hochschulen. Keine Aufwendung aus öffentlichen Mitteln für kirchliche und religiöse Zwecke. Einheitlicher Aufbau des Schulwesens, Herstellung engster Beziehungen zwischen Werkarbeit und geistiger Arbeit auf allen Stufen. Gemeinsame Erziehung beider Geschlechter durch beide Geschlechter. Einheitliche Lehrerbildung auf Hochschulen."

Der Deutsche Ärztetag hat auf seiner 44. Hauptversammlung in Leipzig sich für Bekämpfung der Abtreibungsseuche und gegen Aufhebung der Straffälligkeit der Abtreibung und der Homosexualität ausgesprochen.

Der 10. Internationale Kongreß der romfrei-katholischen Minderheiten in Bern hat den ständigen Kongreßausschuß beauftragt, mit den bestehenden Kommissionen und den zuständigen Organen der altkatholischen, der anglikanischen und der orthodoxen Kirchen in Verbindung zu treten, um Mittel und Wege zu beraten, die zur gegenseitigen Kenntnis und zu einer Annäherung und Verständigung führen können. Ein Vertreter der orthodoxen Kirche hat auf dem Kongreß als Vorbedingung eines engeren Zusammenschlusses die Streichung des filioque im Nicänum, die apostolische Sukzession der kirchlichen Ämter und die gleiche Auffassung der Eucharistie gefordert.

Vereinbarung in der Memeler Kirchenfrage: Sofortige Bildung eines Kirchenkollegiums zur Durchführung der Neuwahlen zur Synode des Memelgebietes und Ausübung der Aufsichtsbefugnisse bis zur Bildung eines memelländischen Konsistoriums; den Vorsitz übernimmt Amtsgerichtsrat Loerke in Memel. Sofortige Aufhebung der staatlichen Sperre für die Kirchensteuern.

Im norwegischen Storthing ist die Aufhebung des Jesuitengesetzes mit 99 gegen 33 Stimmen der Sozialdemokraten, Arbeiterdemokraten und einzelner Mitglieder anderer Parteien abgelehnt worden. Sämtliche Bischöfe haben diesmal gegen, 1921 vier von den sechs Bischöfen für die Aufhebung gestimmt.

In Warschau ist am 17. September die Autokephalie der griechisch-orthodoxen Kirche in Polen feierlich proklamiert worden. Die Kirche, deren Haupt der Metropolit Dionysius ist, ist mit drei Millionen Mitgliedern die zweitgrößte Kirche im polnischen Staate.

Der (katholische) deutsche Pfarrer von Frankstadt bei Mährisch-Ostrau ist nach einer Gefängnisstrafe von acht Tagen von der tschechischen Staatsbehörde seines Amtes enthoben worden, weil er bei der Erneuerung des Kirchturms der in der Turmkapsel befindlichen Chronik der Gemeinde einen Vermerk hinzugefügt hat, der eine Schilderung der Leiden des deutschen Volkes in der Tschechoslowakei enthielt.

Dem rumänischen Parlament ist ein Gesetzentwurf über das Alkoholwesen zugegangen, durch den die Herstellung von Trinkalkohol aus Kartoffeln, Getreide u. a. kontingentiert und im Verlaufe von 12 Jahren allmählich beseitigt werden soll. Die Herstellung von Obstbranntwein soll durch finanzielle Förderung andersartiger Verwendung des Obstes vermindert werden. Der Ausschank gebrannter Getränke über 25 % ist verboten; das Verhältnis einer Verkaufsstelle zur Bevölkerungszahl ist in

den Landgemeinden auf 1:1000 festgesetzt, in den Städten kann die Verhältniszahl noch höher sein.

Der Deutsche Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient hat den Schwerpunkt seiner Arbeit nach Bulgarien verlegt und die Aufsicht über den Schulunterricht an den dortigen armenischen Flüchtlingen übernommen. In Warna wird eine Evangelistenschule eröffnet.

Die britische Behörde in Hongkong hat der Rheinischen Mission gestattet, ihr dortiges Eigentum, das nach dem Versailler Vertrag vom Treuhänderrat nach Belieben hätte verwendet werden können, mit Ausnahme eines für die Niederlassung eines Missionars nötigen Hauses selbst zu verkaufen. — Die australische Regierung hat die Bestimmung aufgehoben, daß alle deutschen Missionare das Land am 1. Juli 1928 verlassen müssen. — Die Berliner, Leipziger und Bethelmission sind im britischen Gebiet wieder zugelassen.

Die Nederduitsche Hervormde Kerk in Afrika umfaßt in 51 Gemeinden 42 891 Seelen und 19 034 Abendmahlsberechtigte.

Sämtliche protestantischen Kirchen der Vereinigten Staaten begingen am 6. September einen Arbeitersonntag, zu dem an die Arbeiterverbände besondere Einladungen ergangen sind.

Eine Konferenz der leitenden protestantischen Kirchenmänner in Montevideo befürwortete den Plan einer Vereinigung der protestantischen Kirchengemeinschaften Südamerikas unter dem Namen „Evangelische Kirche von Südamerika".

Zu den Wirren in China hat der Allgemeine Evangelische Missionsverein auf seiner Jahresversammlung in Chur beschlossen: 1. Wir bejahen Chinas Recht auf volle Freiheit im eigenen Lande und auf Abänderung der alten Verträge mit den fremden Völkern. 2. Wir erwarten von China eine baldige Herstellung von Frieden, Ordnung und Gerichten im Lande, wie sie dem berechtigten Maßstabe der heutigen Weltkultur entsprechen. 3. ist unser Ziel auch in China, die Mission als vornehmstes Mittel zur Völkerversöhnung ohne Rücksicht auf die politischen und wirtschaftlichen Interessen der westlichen Völker zu betreiben, lediglich zum Heile des chinesischen Volkes.

Von Personen. Berufen nach Leipzig als Nachfolger seines Vaters D. Paul Althaus in Erlangen, als Nachfolger von Karl Girgensohn D. Georg Wobbermin in Göttingen. Wobbermin hat angenommen. E St

In Ründeroth hält wie im vorigen Jahre (vgl. CW 1925 Nr. 1/2 Sp. 39 ff.) der Rheinisch-Westfälische Verband der **Freunde evangelischer Freiheit** eine Oktobertagung ab: 27.—29. Redner: Geyer, Schubring, Blum. Auskunft: Geschäftsstelle Köln, Klapperhof 26, durch Fräulein Blum. Teilnehmergebühr 5 Mark.

Versammlungskalender

Oktober 16.—21. Deutscher Evangelischer Pressetag Coburg
18.—25. Arbeitswoche für religiösen Sozialismus, Berlin.
19.—23. Theologische Woche Elberfeld.
26.—28. Religion und Pädagogik Michelstadt.
26.—30. Soziale Woche Barmen.
27.—29. Freunde evangelischer Freiheit Ründeroth.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L

Rheinisch-Westfälischer Verband der Freunde evangelischer Freiheit

Oktobertagung in Ründeroth an der Agger (Rheinische Oktoberferien)

von Dienstag, den 27., bis Donnerstag, den 29. Oktober

Dienstag, den 27., abends 8 Uhr Liturgische Eingangsfeier in der Kirche, Begrüßungsfeier im Saal.
Mittwoch, morgens 8 Uhr Liturgische Morgenfeier in der Kirche. 9 Uhr Vortrag mit Aussprache über: Das Christusproblem in der Gegenwart. (Redner: Hauptprediger D. Dr. Christian Geyer-Nürnberg. Nachm. 3 Uhr Vertrauensmännerversammlung. Für Nichtmitglieder Spaziergang in die Umgebung.
Donnerstag, morgens 8 Uhr Liturgische Morgenfeier in der Kirche. 9 Uhr Doppelvortrag über: Christentum und Kultur. Redner: Pfarrer Schubring-Berlin (Herausgeber des Protestantenblattes) und Pfarrer Emil Blum-Schlüchtern/Habertshof (Führer der Neuwerkgemeinschaft).
Nachmittags 3 Uhr in Schnellenbach: Aussprache über die beiden Morgenvorträge.

Die Teilnehmergebühr beträgt M. 5.— (einzuzahlen auf Postscheckkonto Köln 10412 Verein f. evang. Freiheit, Köln). Privat-Freiquartiere vorhanden. Gemeinsames einfaches Mittagessen im Baumhof M. 1,20 (auf Wunsch reichlicheres Essen M. 2,—), Abendessen M. 1,70. Anmeldungen möglichst umgehend an Dr. H. Bordemfelde, Köln-Nippes, Nibelungenstr. 27, oder die Geschäftsstelle des Verbandes, Köln, Klapperhof 26 (Frl. Schmidt). Bei der Anmeldung wolle man angeben, ob Privatquartier oder Unterbringung im Gasthof (Nachtlogis mit Frühstück durchschn. M. 3—4) gewünscht wird

Willkommen ist jeder, dem die großen religiösen Probleme der Gegenwart am Herzen liegen und der an ihrer Lösung mitarbeiten möchte.

Soeben erscheint ein neues Buch von der Verfasserin der Erinnerungen an die Gräfin Lilla Rehbinder:

Vom inneren Licht

(Die Quäker)

Von Julie Schlosser

Mit einem Geleitwort von Corder Catchpool

112 S. Kaschiert 3 M., in Halbleinen 4 M.

Inhalt: Unsere Begegnung mit den Quäkern. Ihr Glaube. Aus ihrer Geschichte (George Fox 1624—1691; William Penn (1644—1718); die Zeit des Quietismus [John Woolman 1720—1772 und Elizabeth Fry 1781—1845]; die letzten Jahrzehnte; die Quäker im Weltkrieg). Ihr Wert für uns. Das Quäkertum in Deutschland. Christoph Blumhardt.

Wenn das Quäkertum irgendwelche wesentliche Bedeutung für Deutschland hat, dann muß dies von deutscher Seite aus erkannt und Deutschen nahegebracht werden. Dieses neue Buch von der Verfasserin der Erinnerungen an die Gräfin Rehbinder will diese Mission erfüllen. In seinem Titel kennzeichnet es das für die Quäker Wesentliche, ihr „inneres Licht", von dem allein sie sich leiten lassen. Es bedeutet ihnen die Einsicht und zugleich die Kraft der Betätigung, die aus dem Zusammenwirken Gottes und der Seele entsteht. Viele in unserem Volke warten heute auf eine Möglichkeit, sich über das Quäkertum und seine Bedeutung für uns zu unterrichten, weil sie wissen, daß wir an diesen Menschen ohne ernstliche Entscheidungen nicht vorbeigehen können. Dieses Buch bietet ihnen die notwendige Orientierung.

Furche-Verlag, Berlin NW 7

Christentum und Wirklichkeit

Evangelisches Monatsblatt herausgegeben von

Dr. Wilhelm Stählin
D. Dr. Christian Geyer
und Georg Merkel

*

Im nächsten Heft:

Dr. Wilhelm Stählin: Stockholm
D. Dr. Christian Geyer: Kind und Religion

Ferner eine Erzählung von Anna Schieber, ein Beitrag über Houston Steward Chamberlain (mit Bild) und vieles andere.

*

Preis: Vierteljährlich nur Mark 1.50

Neuhinzutretende Abonnenten erhalten auf Wunsch die Hefte dieses Jahrgangs (ab Januar) zum halben Preis nachgeliefert.

Probehefte gegen Einsendung von 20 Pfg.

Der Bärenreiter-Verlag zu Augsburg

Ein Handbuch der indischen Gotteslehren!

Soeben erschien:

Heinrich Gomperz

Die indische Theosophie

Vom geschichtlichen Standpunkt aus gemeinverständlich dargestellt

Broschiert M 14.—, gebunden M 17.—

Aus dem Inhalt: Indische und moderne Theosophie — Die indischen Götter / Symbole des Brahman — Das Ich / Erlösung und Wissen — Die indische Moralität / Zauberkräfte — Entartung des Yoga / Gegner der Theosophie — Theosophische Eigenbrötler — Die Jainas / Indische Theisten.

Die indische Philosophie ist die erste erschöpfende und zugleich gemeinverständliche Darstellung der indischen Religionsentwicklung. Sie ist, erläutert durch zahlreiche Proben aus den Quellen, unentbehrlich nicht nur für jeden, der sich mit Religionsgeschichte, insbesondere mit den Religionen des Ostens, beschäftigt, sondern auch für alle diejenigen, die aus der Jahrtausende alten religiösen Weisheit Indiens eine Erneuerung des Lebens anstreben. In tiefgründiger, aber trotzdem lebensvoller Darstellung unterrichtet dies Buch über die Entfaltung der indischen religiösen Anschauungen von Gott und Welt, Ich und Erlösung in allen Zeiten und Richtungen, von den Veden, Brahmanen und ältesten Upanishaden über Jainismus und Buddhismus bis zu den späteren theosophischen Systemen des Mittelalters.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

In zweiter, stark erweiterter Auflage erschien:

Noah und das damalige Weltgericht

von **Jakob Kroeker**

341 Seiten, Ganzleinen Mark 6.—

*

Professor Hans Ehrenberg, Heidelberg schrieb über das Buch:

„Ein Zeitbuch über Noah, seine Ahnen und sein Geschick! Ein Gegenwartsbuch über die Sintflut! Und doch ein ganz nüchternes, ein zugleich stark religiös-soziales Buch! ... Es geht ein Zwang von diesem Buche aus durch seine helle und echte Sprache, durch seine kräftige Liebe, die durch alle seine Sätze redet .... Aufstieg und Untergang einer ersten großen Kulturepoche der Menschheit wird an dem Geschick der Ahnen Noahs abgezeichnet, die Entartung des Menschen, die Entbildung des Glaubens durch Kulturseligkeit und Kulturwahn wird gegeißelt ..... Nur verwandte Zeiten können sich verstehen. Unsere Zeit berührt sich nicht etwa nur mit dem Ausgang der Antike, sondern nicht minder mit jenen uns fast unbekannten Urzeiten der Menschheit zwischen Kain und Noah, zwischen Mord und Sintflut ..... Zum Dienst unserer eigenen Zeit hat Kroeker sein Buch geschrieben. Möge es Freunde im Dienste der Zeit sich erwerben!"

*

Missionsverlag Licht im Osten, Wernigerode a. H.

Höchstens in jedem Zeitalter einmal

kommt ein Mensch, der, innerlich frei von dem gewöhnlichen Denkschema, es versteht, von einem eigenartigen Blickpunkt aus das Chaos der Zeitströmungen als ein Außenseiter darzustellen

So schreibt die „Deutsche Rundschau" über

Carl Christian Bry

Verkappte Religionen

Zweite Auflage / In Ganzleinen fünf Mark

*

„Bry schlägt hier die einzig wirksame Methode ein. Er kritisiert nicht umständlich, er entrüstet sich nicht pathetisch, er stellt einfach nüchtern dar und lächelt dazu. Und das wirkt vernichtend." Zeitwende

„Das wäre der richtige Erfolg, den wir dem Buche wünschen, das geistvoll ist wie wenige und das keinen bei der Lektüre losläßt: daß es aus unklaren Lieblingsideen befreit und auf den Boden der Wirklichkeit stellt, — daß es lehrt, statt Steckenpferde zu reiten, das Leben zu leben, — daß es von den verkappten Religionen weg hin zu wirklicher Religion führt." Landeskirchliche Blätter

„Das gesamte Buch ist eine der geistvollsten und umfassendsten zeitkritischen Arbeiten, die wir besitzen." Orplid

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat November Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Okt.—Dezbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 5. November

Dieser Nummer liegt bei: Prospekt **„Die kommende Kirche"** (Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 24). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.